

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

52.

Donnerstag, am 24. December 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Eine Dorfgeschichte.

Von Brömel.

Sed omnes una manet nox!

Horatius.

Da hinten im Schöngewirge liegt ein Dorf, heißt Usingen. Dort war um die Osterzeit ein lebendiges Treiben im Hause des Malers Mondel-Molesi. Um die Pfosten im Flur, die Fensterkreuze, die Treppengeländer — denn dieses Haus war das einzige im Dorfe, das zwei Fensterreihen aufzuweisen hatte —, ja selbst um die drei Königsscheiben über der Stubenthür, in deren jeder ein goldner Pflock in einem Schiefloch den Meisterschuß bezeichnete, hingen grüne Maienkränze, mit Eichenlaub durchflochten, und in der großen Stube war dem alten Bildniß des verstorbenen Großvaters ein Kranz von hellgelben Ragenspöthen um das gutmüthige Gesicht gelegt, was heute eine besondere häusliche Feier andeutete. —

Die alte Marai, Hausmagd und lebendiges Familieninventarium, streute weißen Sand auf die blitzblanken Dielen des Flurs und ging mit schleppenden, knirschenden Holzschuhen in die Stube, um den großen Eichentisch zu decken und dem flinken rothhaubigen Mädchen mit komischer Diktatorwürde Anweisungen zur Anrichtung des Schmauses zu ertheilen. Sie glich ganz der Homerischen Eurycleia, der alten Schaffnerin des Odysseus auf Ithaka.

Die „Herrschaft“ schien nicht daheim zu sein, denn die Mägde schrieken und kicherten hell auf und haschten sich durch die geschmückten Zimmer. Eine sogar klopfte im Uebermuthe dem greisen Veit auf die Finger, als dieser, dem das Alter schon einen wunderlichen Kobold in das Dachstübchen seines Hirns gesetzt hatte, heimlich einen gar zu verführerisch dampfenden Speckfloss aus dem Topfe entwendete, um ihm im Holzstall gemüthlich zu verzehren. Der Alte ging brummend weg und schalt auf das junge tolle Volk und meinte: „'S wär mir halt zu mein' Zeit nicht in Sinn gekommen, solch' dumm' Schnack zu trei-

ben, wie die Dören!" Hier blieb ihm das Wort im Munde stecken, denn er sah die alte Marai vorüberklappern, und es fuhr ihm durch die Gedanken, daß ihm ein kräftiges Bübelein unter keineswegs ehrbaren Umständen geboren worden, Jery mit Namen, der die alte Marai Mutter nannte und gegenwärtig als Knecht beim Schulzen zu Blusheim in Dienst stand. Die beiden Alten sahen sich eigenlächelnd an, und der Veit wischte sich den Bart und fragte, ob's nicht regnete, es seien ihm Tropfen in die Augen gekommen. Dann schlich er in den Holzstall, und bald hörte man ihn heftig sägen und spalten, als wenn er seine Gedanken späne durchsägte und zerschlug. Nach vollendeter Arbeit trug er die Holzschelte in die Küche und häufte sie unter dem Heerde auf.

Alles im Hause hatte das Ansehen, als wenn außer dem heiligen Ostersfeste noch ein anderes gefeiert würde, und den Bewohnern vielleicht noch mehr am Herzen liegen mochte, ob es gleich ein irdisches war. Es war Hochzeit, Hochzeit unter den Wäldern und Blumen haufen im Osterfrühling, Hochzeit in den Herzen der stillen Menschen, Hochzeit auch in dem Häuschen des alten Mondel-Molest. Der alte Makler aber war ein reicher Mann, ein „Studirter“, wie er von den Bauern benannt wurde, weil er durch seinen kerngesunden und scharfsinnigen Rath im Krüge und in den Zusammenkünften dem Schulzen öfters in's Richteramt pfuschte und dort den ersten Platz einzunehmen von Allen für würdig gehalten wurde. Als Knabe war er bei einem Krämer zu Fulda im Hessischen in die Lehre gekommen und machte sich jetzt unter den Bauern in Ufingen geltend. Seine Gehälftin hatte schon vor zwei Jahren das Zeitliche gesegnet, und der großen väterlichen Wirthschaft stand Lisbeth, seine einzige Tochter, vor, ein halt schon schmuckes Mädchen. Wer von den jungen Burschen des Dorfes sie des Morgens im knappen rothen Röckchen, das den kleinen netten Fuß sehen ließ, und mit dem angeschwellten Sammetmieder zur Melke gehen sah, den weißen Gimmer in den Fingern schlenkernd, dem pupperte das Herz begehrlieh nach einem Kusse von dem Mädchen und noch mehr nach den harten Gulden des alten Mondel. Lisbeth war mit des alten Veits unehelichem Sohne, Jery, im väter-

lichen Hause aufgewachsen und eine Jungfrau geworden. Aber, als nun die Jahre schwanden und kamen, und die beiden Kinder keine Kinder mehr waren, und nicht mehr Hand in Hand zum großen Sandbruch des Dorfes beim Abendschimmer spazierten, um sich Sandhäuschen zu bauen und „Mann und Frau“ zu spielen — und als, was noch mehr zu ihrer Trennung beitrug, der alte Mondel ein reicher Mann wurde, und im wohlverschlossenen Kasten von Jährlein zu Jährlein mehr Goldgülden und schneeweißes Linnen zur künftigen Ausstattung seines Paradiesapfels, der Lisbeth, aufspeicherte — da hörte das unschuldige Gethue allmählig ganz auf. — Der Makler hatte eines Tages den neunzehnjährigen Jery in sein Zimmer beim Kramladen rufen lassen und dem helläugigen Burschen väterlich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Jery, mein Junge, siehst, Du bist nun groß und gethulich geworden. Ich habe für Dich gesorgt. Sollst zufrieden sein. Morgen gehst Du nach Blusheim, denn der Schulze hat bei mir nach einem Knecht Nachfrage gehalten und ist Willens, Dich in seine Dienste zu nehmen. Nimm hier den Josephsgulden als Zehrpfennig — sei gut und brav. Des Sonntags kannst Du bisweilen herüberkommen und Deinen Vater besuchen und die alte Marai!“ —

Jery faute — nicht an den Fingern — sondern seinen Schreck in die rothen Lippen hinein, und hob beklommen die schwarze Tuchmütze vom Boden, die er während der Anrede hatte fallen lassen. — Unschuldig stockend fragte er:

„Und Lisbeth?“

Mondel sah ihn groß an. „Ihr seid nun erwachsen, und die Kinderspiele müssen ein Ende nehmen,“ war die kurze Erwiderung, die keine Gegenrede duldete. —

Am anderen Morgen stand Jery um fünf Uhr vor der Thür, um von den Hausbewohnern zu scheiden. Der alte Veit gab dem Buben einen derben Kuß auf die Wange, und die alte Marai kam noch mit einer großen Bürste heran, um dem Söhnchen die letzten Federn aus dem sonntagblauen Wams zu tilgen, wobei ihr die dicken Thrämentropfen über die Furchen im Gesicht rieselten. Die Mägde schluchzten und gaben dem „großen Jungen“ nach der Reihe die Hände. Der

alte Mondel ließ sich nicht sehen; er liebte ein sich weiblich wiederholendes Abschiednehmen nicht, sondern rechnete am kleinen kiefernen Schreibepulte, und hatte sich so in die Register vertieft, daß er nicht merkte, obgleich sein Fenster sich zum freien Felde hin öffnete, wie Lisbeth dem weinend davonestürzenden Jery hinten an der Gartenthür aufpaßte, ihm in den Arm schlüpfte und ihn liebte.

Der arme Jery wußte sich vor Herzensleid und Herzensfreud' gar nicht zu lassen.

Sie kamen an der Sandgrube vorüber; da war die Vertiefung, welche in der steilen Sandwand durch das kindische Wühlen der Dorfbuben und Mädchen entstanden, über Nacht eingestürzt, und hatte alle die kleinen Wohnungen zertrümmert. Die Bretchen und Pfähle lagen in zerstreuter Unordnung umher. Jery steckte eine Handvoll Sand an diesem Orte in die Tasche und drückte die Mütze trozig in die Stirn. Am Hage des Waldes gab ihm Lisbeth lächelnd ein Paketchen mit Gebäcksel vom letzten Martini und steckte ihm Weintrauben in die tiefe Brusttasche des Rockes. Nun aber standen sie Beide still, er mit dem Gesicht zur verlassenen Heimath gewandt, zu dem kleinen rothen läutenden Kircklein, auf dessen Spitze sich der alte Wetterhahn seufzend drehte; sie aber in die Weite schauend, über die Bächel — von Blusheim. — Das böse Blusheim! —

Er ergriff bald ihre rechte, bald ihre linke Hand, bald wechselte er beide in aufgeregter Verwirrung — herzte die eine, die andere — bis sie sich an die Brust sanken wie Kinder. Es war rings ganz still; heftig preßte er sie an sich und achtete es nicht, daß durch die Umarmung die in der Brusttasche quellenden Trauben in hellen Weinthränen über das Kleid rollten.

„Oh! Oh! Laßt Euch nicht stören, Kinderchen!“ kicherte eine heisere widerliche Stimme, und ein frummer kreuzbeiniger Kerl, an dem die Natur vor eigenem Schauder vor der Häßlichkeit desselben die Schöpfung zu vollenden vergessen, wackelte wackelnd über den Weg. „Guten Morgen, Jungfer Lisbeth! Guten Morgen, Jery!“ — Er verschwand im Walddickicht.

Lisbeth war blutroth geworden und hauchte in die weiße Schürze, um die Augen zu trock-

nen; Jery ergriff einen Knittel — doch bekämpfte er seinen Grimm.

„S ist der tolle Hans! — mach' Dir keine Grillen drum, Lisbeth.“

Sie schieden. — Jery brach sich einen Zweig von einem am Wege blühenden Brombeerstrauch und sang — in den Wald wandernd — mit erzwungener Lustigkeit das alte Lied:

Wanderlust

Hebt die Brust zc.

Der Winter ging vorüber. Im Dorfe war es still und öde; nur zuweilen öffnete schon ein Blatt die grünen Augen und sah, ob's schon Zeit sei; aber der weite weiße Tod in den Feldern schreckte es in seine Hülle zurück. Jery war ein einzig Mal zur Weihnachtszeit nach Usingen herüber gekommen. Beim Schulzen gab's alle Hände voll zu thun, auch konnte derselbe Jery nicht leicht entbehren, weil es ein ansehnlicher Bursche war. Ach, was das Uebelste war, die Lisbeth war nicht einmal zu Hause gewesen an jenem Tage, sondern mußte Brautjungferstelle in einem benachbarten Dorfe vertreten. Das ging dem Jery durch die Seele, weil ihm allem Ermessen nach beim Blusheimer Schulzen sobald wohl wieder kein freier Tag in Aussicht stehen mochte. Trübselig ging er am Nachmittage im Dorfe umher und schlenderte frühzeitig nach Blusheim zurück.

Seitdem ward's Frühling. Er, der heitere Jüngling — der Lenz — hatte die rotthe Guillotinenmütze verwegen in die Locken gestülpt und im fernen Frankreich und am Rhein ein wildes Fest gefeiert, — aber den Dörflern in der Nähe nahte er als ein frommer Hirtenknabe vom Berge, einen Strauß Weilchen in der Hand und Freudenküsse auf den Lippen. —

Im Mondel'schen Hause war eine große Veränderung vorgegangen. Lisbeth, die kaum siebzehn Sommer alt, leichten Sinnes den seit einem langen halben Jahre nicht erblickten Jery nach und nach zu vergessen begonnen und die Gleichgültigkeit das liebe Jugendbild verwischt hatte, sah denn auch keinen Grund der Weigerung, als der Sohn des Dorfschöffen, Claus, ein rüstiger Bube, der zugleich ein gut Stück Geld aufzuweisen und Lisbeth schon lange caressirt hatte, eines Mor-

gens bescheidenlich an die Thür klopfte und sie um Herz und Hand bat. Der Vater war damit zufrieden, um so mehr, als ihm die anfänglich langanhaltende Neigung seines Kindes zu dem „armen Jery“ manche verdrüßliche Gedanken gemacht hatte.

Schon am nächsten Sonntage besuchte der Claus mit Lisbeth den Gottesdienst zu Usingen. Die rothen und grünen Bänder an ihrem Kopfpuz flatterten im Winde neckisch nach Blusheim zu, als winkten sie ein fröhliches Valet. — Armer Jery! —

Die Mütterchen und Dorfmädchen in den Stühlen zischelten verwundert durcheinander, und die Pastorin, eine greise Kantippe, setzte die gewaltige Hornbrille zurecht, um das Pärchen vor ihren Kritikerblicken Revue passiren zu lassen. Als der junge bleiche Pastor, der Sohn der Alten, das blühende bescheidene Pärchen im Chor sitzen und aus einem Gesangbuch andächtig singen sah, zog eine heitere Freude über sein mildes Gesicht. Es war die Freude eines stillen Herzpulses, daß mit dem ersten Frühlingsgottesdienste auch zwei aufblühende Herzen die Feier der Natur begingen.

Nun war's all'weil' Ostern. Die beiden Liebseute wurden zu der Stunde, wo im Hause Mondels das prächtige Osterhochzeitsmahl aufgetischt wurde, vom bleichen Prediger gesegnet. Das ganze Kirchlein war gefüllt, und fast alle Frauengesichter bargen sich bei den ergreifenden Worten der Predigt in die Schnupftücher. Hier saß eine junge Dirne, die noch mit ahnungsvollen neugierigen Guckaugen in die Welt lachte, und deren Herzchen in kindlicher Erwartung ihrer eignen Zukunft stillträumend klopfte; dort stand eine junge Verheirathete, schon erfahren in Freud und Leid des Gh- und Wehstandes, und schaute mit nassen Blicken die Beiden an. Hinter großen schwarzen Betbüchern bargen die Matronen ihr liebes braun-gefurchtes Gesicht. Ein weißes sitzames Gewand umschloß sie, wie ihr aus der Mode gekommenes Hochzeitskleid; über der Stirn hingen breite Hausbenflügel mit langem schwarzen Bande, gleichsam einem Trauerflor um die schöne maijunge Blüthenzeit des Lebens. Ach, die war jetzt so fern — so fern! —

Der Bräutigam hielt mit derber Zuversicht

die Hand Lisbeths und küßte ehrfurchtsvoll das Marienkreuz in den Händen des Predigers.

„Gelobt seist Du, Maria,“ flüsterte Lisbeth.

Ihr Armen ahnet nicht, daß hinter euch der häßliche Dämon der Schadenfreude stand, in Gestalt des jungen Grafen von Usingen, des künftigen Gutsherrn, und eure schön gedachte Welt in traurige Trümmer zerschlug. Doch hiervon später.

Der Zug verließ die Kirche. — Der Bräutigam stolzirte hinter dem Brautvater, dem Makler, dann kamen breitgepußt die beiden Brautjungfern, die Braut in die Mitte nehmend, darauf paarweise die Gäste, gefolgt vom tobenden Gewühl der Gäste. Als der Zug über den Kirchhof kam, stand Lisbeth schluchzend an dem Grabe still, wo die Mutter lag, und steckte eine Rose aus ihrem Haar in den Rasen. Die alten Stammütter des Dorfs blickten weg und vergruben ihr Kinn in das Busentuch, sei es der Thränen wegen, sei es vor dem Anblicke der Gruft, der Hügel und Kreuze auf großen und ganz kleinen Kindergräbern. Sie wurden dadurch an ihre baldigen himmlischen Ostern gemahnt.

Mondel runzelte die Stirn über das „Kennen“ und eilte, wobei ihm aber die Thränen vor neuerwecktem Gram in den Augen starrten, aus dem Kirchhofsgehege zu kommen, so gut es sein behäbiger Bauch zuließ. Als er daheim Alles in allerhöchsten Augenschein genommen, stellte er sich mit Hausvaterwürde vor die Thür, die Hände in die tiefen Taschen des Bratenrocks vergraben und — drin klingelte er mit manchem Duzend gut-baierischer Gulden, wie es der eitle Bauer gewöhnt war. So erwartete er den näherkommenden Brautzug. Der alte Veit trat aus der Haus Thür, in der einen Hand einen kleinen Eisenspaten, in der anderen eine Spindel tragend, und überreichte, nach üblicher Weise in sein Sonntagswams mit kurzen Schößen gekleidet, den Brautleuten die beiden Symbole. Nachdem er den herkömmlichen Spruch gesagt, erhielt er vom Brautvater den Hochzeitsgoldgulden, und schlotterte wieder in die Küche hinter den Heerd, um sich an dem kräftigen Dufte des Bratens zu weiden. — Dies war sein Lieblingsplatz; hier stand sein Sertgenstuhl. —

Luftig klapperten die Gabeln und Teller; Alle waren fröhlich und guter Dinge. Das Bier quoll mächtig in den dickbauchigen Steinkannen und be- rauschte allmählig die Köpfe. Ein Platz nur war leer am unteren Ende des Tisches unter den Knech- ten. Dieser war für Jery bestimmt. Mondel- Molefi hatte ihn eingeladen, ohne jedoch demsel- ben zu eröffnen, welch' freudiges und für Jery doch so trauriges Fest auf der Osterfeier began- gen würde. Er war noch nicht eingetroffen. Der Hauswirth war darüber verstimmt, denn es war sein Spruch: „Wo am Tisch ein Gast fehlt, wirft der Teufel Gift in die Schüssel!“ —

Lisbeth, bis jetzt vom witzigen Claus in eif- riger Unterhaltung gefesselt, wußte sich in dem breiten Brautputz nicht recht zu benehmen, was ihr und der Familie Spaß und Lachen verur- sachte.

Eben hatte der Großknecht Veit sich demüthig erhoben und mit gemessenen Worten das Wohl des bräutlichen Paares ausgebracht, und schon wurde das Hauptgericht, ein gebratener Schöpf, auf mächtiger mit Eibenstengeln besteckter Schüs- sel aufgetragen, als sich hastige Schritte auf dem Flur vernehmen ließen. Verwirrt und verzerrten Angesichts trat oder wankte vielmehr Jery herein und schlich sich, von der schwagenden Gesellschaft kaum bemerkt, zu dem leeren Platz. — Ach, am Eingange des Dorfes war ihm der tolle Hansl begegnet und hatte hämisch gefragt:

„Jery, gehst' auch zur Hochzeit?“

„Welcher Hochzeit?“

„Je nun, der Schöpfen-Claus hat die Lisbeth genommen. 'S ist heim halt Ostern und Hoch- zeit mitsamm' — hi, hi, hi!“

„Kerl!“ platzte Jery heraus, „ich schlag' Dich todt, Lügenmaul! — Ach Gott! Ach Gott!“ —

Die Arme sanken ihm schlaff herunter und er mußte sich an den großen Brunnenpfahl lehnen, um nicht hinzustürzen.

„Hi, hi, hi!“ klang es immer ferner und ferner.

„Ich geh' doch hin,“ sagte er trozig, „ich will selbst sehen!“ —

Und er sollte selbst sehen. Er war so betäubt, daß er beim Eintritt den Hut abzunehmen ver- gaß. Er saß da mit hintüberhängendem Kopf und

aß mechanisch mit Gabel und Messer, ohne daß Speise auf dem Teller lag, sein Auge starr auf Lisbeth richtend.

„Jery, Hut ab!“ flüsterte sein Nachbar. „Der Herr sieht Dich schon grimm an!“ Er zog dem Jery von hinten blickschnell den Hut ab. Dieser merkte es kaum.

„Aber mein Sir, Junge, Du glupst ja, wie die Mähre, wenn sie um Mitternacht über den Gottesacker läuft. Gib mir die Hand, Jery, aber unterm Tisch — so,“ brummte freundlich zu- redend Veit und schob Jenem eine ungeheure Fleisch- feule auf den Teller. „Da is, 's giebt nicht all Tag solch' Speis.“

„Hm!“ murmelte mit tiefem Seufzer der An- kömmling. Er schaute hinter dem bepackten Tel- ler aus wie eine egyptische Mumie, die von den lebenden Epigonen an die Familientafel gesetzt wurde. Er aß sehr wenig, wofür sich sein Nach- bar entschuldigte und Jery's Portion unter sei- nem vernichtenden Messer verschwinden machte.

Die alte Marai winkte ihm gegen Ende des Schmauses heimlich von der Thür aus und zog den Zornrothen in eine Nebenstube, um ihn zu trösten. Das Mutterherz hatte gleich mit jenem lieben Ahnungsvermögen an der Miene und Hal- tung des „Jungen“ errathen, was für böse Ge- danken ihm wie gift'ge Würmer unter der Stirn krochen. Jery sank in einen alten Stuhl, der noch lauter seufzte, als sein bis in den Tod be- trübter Insasse. Der Arme schluchzte so laut, wie ein Kind, dem des Nachbars Bube das Butter- brot entwendet. Die beiden Ellenbogen auf die Kniee gestemmt, die geballten Fäuste in die zit- ternden feuchten Wangen gedrückt, saß er da und — weinte. Die alte Mutter Marai bog sich über ihn und konnte doch kein Trostwörtchen über die Lippen bringen. — In der Nähe standen auf ei- nem kleinen Tischchen allerlei Geschenke für den Sohn. — Sie hatte von dem seit Weihnacht Er- sparten ihm ein neues Frieswams und einen bun- ten breitkrempigen Strohhut gekauft, und hoch- gehäuft lagen frische Kuchen und Äpfel um ein schwarzes Gesangbuch; zwei Flaschen feinen Wein hüteten dies Eldorado irdischer Wünsche. Sie hatte dieselben vom alten Mondel bei der Geburt Jery's als Pathengeschenk erhalten. Schon lange

hatte sie innerlich im trauten Herzen vor mütterlicher Freude gebebt, Jery eine Ueberraschung zu machen, wenn er nach langer Trennung nach Ufingen heimgekehrt sein würde. Ach, und nun mußte sie ihn so niedergeschlagen und traurig erblicken. Sie wurde auch so still und trübe, daß sie leise ein verhüllendes Tuch über den geschmückten Tisch breitete. Dann setzte sie sich neben ihn auf ein „Gutscherle“ und schaute ihm durch seine gespreizten Hände in das Gesicht — ihre Thränen flossen zusammen — und darin lag eine ganze Geschichte!

„Es liebt sich so lieblich im Lenz.“ —

So singt Heine in seiner freudigen Jugend, und alle Menschenherzen haben's mitgesungen und mitgejubelt. Beide, Mutter und Sohn, wußten davon — von ihrer verlornen Liebe. —

„Es liebt sich so lieblich im Lenz.“ —

Ja wohl! Wenn der Lenz verwelkt ist, dann blühen die Kartoffeln auf dem Gottesacker; — wenn der Herbst kommt, regnet's — und dann — im Winter — ist's kälter, als im Sommer — so, glaub' ich, heißt's im Volkskalender; ich würde schreiben: „Und mit dem Lenz welken die Herzen; im Herbst lebt nur die Erinnerung noch und — dann kommt im Winter die Leichenfrau mit stillem, weißem Laken — —“

Ade! Ade! Du Lenzliebe!

Die Thür ging leise knarrend auf. Lisbeth trat ein im Hochzeitskleide. Sie blieb verwundert stehen; da sah Jery zu ihr auf mit so vergrämtem Antlitz, daß auch das Mädchen ihre Thränen nicht zurückzuhalten im Stande war. Sie reichte ihm mit weinendem Lächeln die kleine weiche Hand, und Jery hielt sie so lange, so fest, als sollten sie Beide sterben und wüßten nicht, ob sie sich irgendwo in jenem Leben einmal wiedersehen.

Lisbeth fühlte sich unbehaglich und beängstigt.

„Warum bist Du so betrübt, Jery? — Du Böser! Blusheim ist kaum zwei Meilen von hier, und Du besuchtest uns seit Weihnacht nicht, — nicht einmal zur Walpurgis kamst Du hierher unter den lustigen Burschentanz. Steffens Claus mußte mit mir zur „Schöpsse“ um Mitternacht gehen, weil Du fehltest. Gelt, Du hast wohl a Mädcl gefunden zu Blusheim?“

Jery sah dabei sehr dumm aus. Das Blut trat ihm in die ehrlichen Augen; er vermuthete Spott in den unschuldigen Worten des Mädchens und rief schluchzend:

„Ja — Du — spotte Du nur — Du! Du! — Oh!“

Darauf preßte er beide Hände in die Augen und eilte aus der Stube, überstürzte ein altes Bauernweib, rannte wie besessen aus dem Flur in den Hof, so daß die Mägde am Heerde die Hände staunend über den Köpfen zusammenschlugen. Keuchend lief er durch die Felder in den nahen Wald. Im grünen Rasen warf er sich trogig auf den Rücken und starrte in den blauen Himmel hinein, in den ineinanderrieselnden Azur — bis er entschlief, von unruhigen Sterngebanken gepeinigt.

Ihm träumte, er ginge an einem wohlbekanntem Gärtlein vorüber, und ein Mädchen mit geliebtem Angesicht schlüpfte ihm in den Arm und herze ihn — doch war es schon lang' her! — nein — er träumte — er träumte, er stände bei Mitternacht hinter einer Rieseneiche mit gespanntem Feuerrohr. — Ein junger schöner Mann ritte vorbei im langsamen Trott. Er konnte ihn nicht im Traum erkennen, doch hatte er Aehnlichkeit mit dem jungen Grafen Egbert, dem Sohne des Gutsherrn zu Ufingen. Dann dächte es ihm, er selbst entbrenne von unerklärlichem Grimme gegen denselben, und — ein Schuß krachte; es fiel ein blutender Mann vom Rosse. Dem Schützen wurde es dunkel vor den Augen — nachdunkel; er erwachte. Noch klang der entsetzliche Schuß ihm im Ohre nach. Siehe, da rauschte ein verwundeter Edelhirsch durch die Hollunderbüsche mit blutrollenden sterbenden Augen. Dicht neben Jery stieß er zu Boden und bohrte im letzten Todeschmerz das Genick in's tiefe Moos. Er hatte geendet. Jetzt huste ein Röß auf nahem Felsen geröll. Ein stattlicher Jüngling im grünseidnen Wams, mit kühnwinkender Adlersfeder auf dem Hute, sprengte durch die Lannen und stieg ab.

„He, junger Bursch, hilf mir das Wildpret aufbinden!“

Jery, noch in träumerischer schlimmer Vorahnung zitternd, riß ehrerbietig den Gut vom

Kopfe vor dem jungen Herrn Grafen, der ihm wie ein deus ex machina in den Schlaf gefahren, und stand regungslos da.

„Freundchen, sei er doch vernünftig! Ich hab' den Bock geschossen für den alten Mondel, zum Brautgeschenk der Dirne. So — rück' das Thier weiter über den Sattelknopf! Nun führe das Pferd langsam vor des Maklers Thüre. Wenn Jemand Dich fragt nach dem Geber, so hältst Du reinen Mund oder sagst, er käme nach!“

Er gab muthwillig dem Renner einen wohlgezielten Peitschenhieb um die Knöchel, so daß er sich hoch bäumte und in die Zügel biß und sich fast seiner todten Last entledigt hätte. Jerry mußte in verwunderlichen langen Sprüngen nebenher laufen, damit ihm nicht die Zügel entglitten. Das bange blöde Gesicht und das hastige Springen Jerry's erregte dem Grafen Egbert ein convulsives Lachen. Jerry führte das kaum gezähmte Ross trübselig vor die liebe, liebe Thür und entledigte sich gewissenhaft seines Auftrags, d. h. er schob den Karren in den Hof, rief mißmuthig den Brautvater herbei und begnügte sich, den Erstaunten nur mit dem Finger auf den langsam herankommenden „jungen Herrn“ zu verweisen.

Auf dem grünen Plage vor dem Hause ging die Freude mit gefülltem Pokale umher. Die Gesichter brannten im Fieber des Tanzes — eines Tanzes, der durch seine eigene wilde Melodie, ganz verschieden von der in unsren mitteldeutschen Dörfern üblichen trägen Weise, alle Füße und Herzen in Bewegung setzte. Der große alte Lindenbaum blickte auf den zerstampften Nasen mit großväterlichem Nicken nieder und hörte wohl so manche verbuhlte Worte und Küsse tauschen; er flüsterte im Abendsonnenschein seine leisen Bulbulieder. — Ach, er hatte wohl schon so manche Hochzeit erlebt; davon zeugten in der Kirche viele am Chor aufgehängte Brautfränze jüngst verstorbener, blühender Mädchen!

„Der Graf! Der Graf!“ flüsternten die Tänzer und Tänzerinnen und hielten eine kurze Weile ehrfurchtsvoll mit dem tollen Treiben ein. Die Burschen sahen darob ungeduldig drein und faßten fester die Hand ihrer Mädchen, als fürchteten sie, daß dieselben von dem als lüstern und zü-

gellos bekannten „gnädigen Herrn“ zum Reigen aufgefordert werden könnten.

Mondel wollte vor Dankbezeugungen über die ungeheure Gnade und Freigebigkeit Seiner Gnaden schier in die Erde sinken, und endete nicht eher Kraxfüße zu produciren, was bei seinem mächtigen Embonpoint posslerlich genug ausfiel, als bis der Graf die theils aus Scham, theils vor Schreck erröthende Braut aufforderte und mit ihr von Neuem den ländlichen Walzer eröffnete. —

Das Mondlicht flimmerte sanft hernieder und erleuchtete magisch die Gesichter der fröhlichen Dorfmadchen. Das ganze Dörschen war todtenstill rings um die lärmende Menge, und der stille Wanderer da droben zog den verödeten Gassen nach. Doch schien er plötzlich zu erschrecken und verschwand hinter einer grauen Wolke, die langsam über die hohen Bergkuppen schlich. — Zwei böse Herzen schmiedeten in dem Schatten eines Hollunderbusches Pläne zur Zertrümmerung eines Herzens, eines Lebens. Auch in dieses ferne Dorf schritt der Moloch des Geldes zerstörend ein und erhob den Fuß, um eine Blume des traurigen Frühlings höhnisch zu zertreten! Der eine der beiden Männer trug einen festlichen Strauß im Knopfloch, sein Antlitz flammte noch von der Erhitzung des herbeiklingenden Festes, aber sein Auge flammte noch heißer in dem Feuer der schöndesten Habsucht. Behend hielt er die Hand dem Andern hin, der bedächtig-langsam, gleichsam um die Qual des Armen zu vermehren und um dessen Bereitwilligkeit zur verruchten That desto gewisser zu sein, ihm ein Goldstück nach dem andern in die Finger rollen ließ. Der Geber war ein hoher junger Mann, mit bleichem, durch wüsten Lebenswandel abgekehrtem Gesichte, das ein dunkler Jagdhut beschattete. Es war der Graf und der andere Unglückliche hieß — Claus. Heimlich wußte er sich auf den Wink des Grafen aus dem Gewühle wegzustehlen, als gerade sein Liebchen mit einem Andern walzte, und folgte dem Versucher an den einsamen Ort. Was sie vor dem Gorgonenaugen der Nacht unterhandelt, wird nur zu deutlich durch ein späteres Ergebnis sich erhellen! —

Unterdessen hatte Lisbeth, nicht ahnend, welch ein Ungewitter sich über ihrem schuldlosen Haupte

zusammenballte, mit lieblicher Freimüthigkeit den Jery zum Tanze aufgefordert. Dieser hatte bis jetzt zerknirscht in einem Winkel am Hause gesessen, neben dem blinden Dorfsiedler, und seine heimlichen Thränen in ein Glas Meth geweint. Fast glaubte er seinen Augen nicht zu trauen, als die „treulose“ Lisbeth ihm sanft die Hand streichelte und einen herzhaften Zug aus Jery's Glase that. Fröhlich that er ihr Bescheid, unter Thränen lachend; im Nu hatte er alles Herzeleid vergessen, und berauscht von dem unerwarteten Glück rauschte er so stolz und sicher über den Wahlplatz, daß die Mädchen erstaunten über den blöden Jery und sich kichernd mit den Ellenbogen anstießen: „Schau, wie schmuck er tanzt! — Gegen den kommt Claus nicht auf!“ — „Das wäre ein Pärchen,“ murmelte Mondel, der, vom Wein erhitzt, an dem Stamme der Linde lehnte und wie ein alter Magier den ihn umringenden Hexenwirbel an sich vorüberflattern sah. — Aber drüben winkte das große Gehöft des alten Schöffen mit Feldern und Ställen, und ein so verführerischer Duft großer Düngerlager schwebte im Nachtwinde herüber, daß der süße Kiesel dem alten Mann jedes Mitleid, jegliches Bedenken verscheuchte, wie es in seinem Gewissen sich wohl manchmal hörbar machen mochte bei dem Anblicke des betäubten Hauskinds Jery. —

Debe war es im Dorfe. Die berauschte Jugend und das halbtrunkene Alter suchte späten Schlummer auf und die Nacht ging zum letztenmal über die Erde, um dem hellen Bruder, mit den leuchtenden Augen, ihr dämmerliches Feld zu räumen.

Die Brautjungfern hatten die Vermählte in die Kammer geführt und Claus war ihr gefolgt. Das Dunkel im traulichen Zimmer verhinderte Lisbeth, die sich in süß verschämtem Bangen seinen Küffen hingab und sie erwiderte, in dem Bräutigam den Grafen Egbert zu erkennen. Dieser hatte mit Claus den sündlichen Handel geschlossen und sich in dessen Kleider geworfen. — Armes Mädchen, umlauert vom Verderben, arme Gebirgsblume, erdrückt von einer zerstörenden Lawine! —

Hell und wundervoll spielte der Tag seine Strahlen über das Gebirge, hell und wundervoll kam er, im Antlitz lachende Frühlingsfeier, im

Augen eine Bonnethräne. Wie viel arme Menschenherzen auch bei Nacht mochten gebrochen sein auf der Erde, dem ewig sich verjüngenden Kirchhof, sie bleibt sich gleich, die Natur, vor der die Menschen knieen, die sie als Gott anbeten. Ach Gott, seit Jahrhunderten zerrt das bange Menschengeschlecht an deinen Kirchglocken, dich vom unnahbaren Himmel herabzugewinnen! Am Ende merken sie's doch, daß ihre Religion ein schöner Maitraum, ein wunderheimliches Märchen ist, hell und dunkel, herrlich und fürchterlich, das einen entseßlichen Abgrund, den der Vergessenheit, verhüllt, wie die abgerissenen Blumen und Kräuter dem sorglos naschenden Hirsch die tödtliche Fallgrube verbergen! —

Graf Egbert hatte vergessen, sich beim Morgendämmern zu entfernen und den ängstlichen und vom Gewissen gefolterten Claus unbemerkt einschlüpfen zu lassen. Lisbeth erwachte früher als Jener, und erkannte den entseßlichen Betrug; — sie sank regungslos und wimmernd in die Kissen zurück. — —

Wie ein Waldbach, der in der Umarmung des blauen Berglands entsprungen, fröhlich hinabrieselt und nach und nach zum stürmenden Strom anwächst, der jede Gegenwehr zertrümmert und das Leben der Blumen in den stillen Alpenforsten zerstört, so naht die furchtbare Katastrophe heran, die als stille freundliche Idylle in die Hütten des Dorfes getreten. —

Was soll ich noch sagen von dem Glend, das sich in das Herz Lisbeths geschlichen und sie Tag und Nacht marterte. Claus war trübsinnig und in sich gekehrt. Tage lang saß er in dem Zimmer, ließ die Bestellung seines Feldes außer Acht und trat Lisbeth nur selten unter die Augen, wobei ihm die Stirnadern vor tiefer Scham glühroth aufschwollen, obgleich die Gute nicht den Jammer in seiner vollendeten Gräßlichkeit vermuthete. Sie war des Glaubens, Claus wisse nichts von dem Schurkenstreiche des jungen Grafen Egbert, und verschwieg's ihrem Gatten sorglich, theils aus Scham, theils aus Scheu vor seinem zu erwartenden Grimm. So schwiegen zwei gedrückte Herzen, gedrückt unter der Last selbst verschuldeter und unverdienter Schmach.

Der Graf meldete sich zu wiederholten Malen im Hause an, in das er den Gram und das Elend gejagt, um mit Claus zu reden, anscheinend in Gutsgeschäften, aber — es war nur zu gewiß — er wollte von Neuem bei ihm in einer unnennbaren Sache wiederum hospitiren. Claus begegnete ihm finster und verschlossen und ein mühsam verhaltener Groll schien in seiner Seele gegen den Besucher aufzutauchen. Alle ferneren hübschen Anträge von Seiten des jungen Wüstlings schlug er aus, ja, beobachtete sogar den dem Guts Herrn schuldigen Respekt nicht mehr, wie es Leute gewöhnlicheren Schlages zu thun pflegen, wenn sie Mitwiffer einer von einem „Vornehmen“ verübten Schandthat, oder gar Helfershelfer bei derselben gewesen. Es ist ein eigenthümlicher, ihrer spießbürgerlichen Seele schmeichelnder Kitzel, einen Höherstehenden gewissermaßen in Händen zu haben. —

Doch einem anderen Auge war das böse Verhältniß Egberts zu der hintergangenen Lisbeth nicht entgangen. Zery hatte den Grafen am Morgen nach der Brautfeier hohnlächelnd aus der Thüre treten sehen. Ohne im Entferntesten den wahren Stand der Dinge zu erkennen, so verfehlte doch eine dunkle unbestegbare Ahnung nicht, ihm die Ruhe seines Herzens gänzlich zu rauben. Wohl zwanzig Mal ging er des Tages an dem Schöffenhause vorüber, und zog ehrbar den Hut vor dem Fenster, wo die kranke Lisbeth im Frühlingssonnenschein der Genesung wegen weilte. Blutroth ward sie, wenn der Gespieler ihrer Kindheit, stillen Vorwurf in den gesenkten Augen, vorüberschritt. Sie mußte sich jedesmal abwenden, um ihr fieberndes Anlitz ihm zu verbergen.

Am vierten Abende nach der Hochzeit ging Zery noch spät gegen Mitternacht über den großen Platz, wo die alte Linde ihr ehrwürdiges Haupt erhob. — Ein dumpfes Geräusch ertönte aus dem Schöffenhause. Ein weiblicher Schrei drang vernehmlich durch lautes Schelten. Zery lauschte in athemloser Spannung.

Die Hausthür flog auf und im bleichen Lichte des Mondes sah er Claus mit sträubendem Haare eine andere Gestalt an der Kehle krampfhaft gepackt halten. Er stieß den Eindringling aus dem

Hause. Zery vernahm nur die wüthend gestammelten Worte: „Meiden Sie, gnädiger Herr, künftighin mein Gehege. Einmal war ich ein Schurke dem Golde zu Lieb' — doch es war das letzte Mal!“ Fluchend und stampfend verschwand der Graf im Dunkel der Kastanienallee, und bestieg am Ende des Dorfes ein Roß, das ihn wiehernd dem fernem Schlosse zutrug.

Zery wußte Alles! —

Egberts Vater hatte ein großes Fest ausgeschrieben und die sehr ehrenwerthe Aristokratie des Landes versammelte sich im Schlosse, um sich jeglicher Lustbarkeit hinzugeben. Denn Alle waren gekommen, sich „ungeheuer“ zu amüsiren.

Eine wandernde Truppe sollte die „Räuber“ in dem alten Ahnensaale aufführen. Alle Plätze waren besetzt und der Abend sank schon tief hernieder, aber der Platz für den jungen Grafen an der Seite seines alten Vaters, der sich wohlgefällig unter so vortrefflicher altadliger Dunkel- und Lantenschaft hin und her bewegte, war noch immer leer. Das Stück begann endlich nach einer Stunde vergeblichen Harrens.

Im Walde ritt Egbert stürmisch den Schloßweg entlang. Er war nach Ufingen hinuntergesprengt, um mit Gewalt sich Eintritt in das verlorene Paradies zu erzwingen. Wie erstaunte er, Thür und Fenster verschlossen zu finden. Ihm blieb nichts übrig, als seinen Aerger in die schwarze Seele einzuschlucken und zu den Gästen zurückzufehren. Die versäumte Zeit suchte er mit rasender Eile wieder einzubringen. Im Forste war es dunkel und nur mühsam fand der schnaubende Renner die beschattete Fährte. —

Egbert mäßigte seine Eile, um nicht auf dem holprigen Wege zu stürzen. Als er um den Buschhag am Felde bog und ihm aus der Ferne die erleuchteten Fenster der väterlichen Burg entgegenstrahlten, stand das Pferd plötzlich still und ließ sich lieber blutig spornen, als daß es einen Schritt weiter gethan hätte. Die Nacht sollte von Neuem eine fluchwürdige That in ihr uraltes Register eintragen. —

Ein Hahn knackte im Busch und Egbert stürzte rücklings aus dem Sattel, ohne einen Laut von sich zu geben, von zwei Kugeln durchbohrt. Er

wurde von dem erschrocken Renner im Flug hinweggeschleift, und noch lange hörte man des Pferdes Hufschläge auf dem Schloßwege und dazwischen ein verkümmertes schwaches Wimmern durch die trübe Mitternacht. Ein blutiges Drama im Schlosse — ein fürchterlicheres unter den Augenwimpern der Nacht! — — Zwei Kugeln hatten ihn durchbohrt. Zwei Männer traten aus dem Busch am Wege.

„Glaub!“

„Jery, Du!“ —

Weit schleuderten sie die Büchsen weg und faßten sich schweigend bei der Hand, versöhnt durch den Tod des beiderseitigen Feindes. — So gingen sie beim einbrechenden Morgen in's Dorf, friedlich, still, mit fest verschränkten Händen — aber todtenbleich. — Carl Beck singt von einem ähnlichen Geschick trefflich:

In's Dörfchen eilt der Mordgeselle,  
Der Richter steht in des Hauses Schwelle.

„Herr Richter, guten Morgen!“ —

„Freund, schönen Dank!“

Bist wüst und blaß! Ist's Liebchen krank?

Hast Hunger und Sorgen?“ —

„Herr Richter, ich will die That nicht bergen.

Laßt kommen die Schergen.

Ich habe keine Mitgenossen.

Ich habe den Herrn erschossen!“ —

Bald störte Getümmel den Frieden des Dorfes. — Herren in schwarzen Gerichtsrocken, die nach Staub und Linte rochen, verhörten zwei Freunde, die den jungen Grafen ermordet und ein gebeugtes Weibsbild, der der schöne, bleiche, junge Prediger zur Seite stand mit seiner allliebenden Christusmiene!

Arme Herzen, die ein höhrender Dämon zerissen, gejagt in Tod und Verzweiflung! — — Bald schallt die Armesünderglocke und ihr geht in die Ewigkeit! — —

## Aus Thomas Moore's Irish melodies.

(Fortsetzung. — Vgl. Nr. 41 ds. BL)

### 11.

#### The last rose of summer.

Die letzte Rose blüht erschossen,

Sie blüht allein von allen;

All' ihre schmeichelnden Genossen

Verwelkt sind sie, verfallen.

Sie sieht von ihren Schwestern keine,

Auch keine Knospe lauschen,

Daß ihr Erröthen wiederscheine,

Sie ihre Seufzer tauschen.

Ich kann Dir Sing'gen nicht gestatten,

Gebeugt am Stamm' zu dienen;

Was die Geliebten Alle thaten,

Geh', schlaf' auch Du mit ihnen.

Ja, Deine Blätter will ich streuen

Zu ihnen in den Garten,

Damit sich die Genossen freuen,

Die welk und duftlos warten.

O, daß mich gleiche Hand belohne,

Wenn Freunde von mir wallen,

Wenn aus der Liebe Strahlenkrone

Die Edelsteine fallen:

Wenn treue Herzen modernnd liegen,

Die süßen weiter schweben,

Wer möchte dann den Tod besiegen,

Auf dieser Erde leben?

### 12.

#### Oft in the stilly night.

Oft in der stillen Nacht,

Oh' Schlummer mich umschlossen,

Hat sich mir süß das Licht

Aus and'rer Zeit ergossen:

Des Knaben Sehnen,

Frohsinn und Thränen,

Der Liebe Wort, gesprochen.

Der Augen Leuchten,  
Die jetzt sich feuchten,  
Manch' fröhlich Herz, gebrochen —  
Oft in der stillen Nacht,  
Eh' Schlummer mich umschlossen,  
Hat sich mir trüb das Licht  
Aus andrer Zeit ergossen.

Denk' ich der Freunde da,  
Die sich verbunden freuten,  
Und die ich fallen sah,  
Wie Laub in Winterzeiten:  
Ich fühl' wie Einer,  
Der blieb, wo Keiner  
Mehr weilt in Festeshalle;  
Wo schwand die Helle,  
Der Kränze Fülle,  
Und er allein noch walle.  
So hat in stiller Nacht,  
Eh' Schlummer mich umschlossen,  
Erinn'ung trüb das Licht  
Aus andrer Zeit ergossen.

## 13.

## M u s i k.

When through life unblest we rove.

Wenn unbesüßet wir dieses Leben tragen,  
Bedrängt und aller Freude bar —  
Wenn uns dann voll und wunderbar  
Die alten Klänge neu zum Herzen schlagen,  
Aus Knabenzeit willkomm'ne Melodien;  
Schnell sind dann alle wieder sie vereint,  
Die Jugendbilder, und die Thränen fliehen,  
Es lacht das Auge, das so lang geweint.  
Dem armen Zephyr gleich, der tief geschwungen,  
Voll über duft'ge Blumen zieht —  
So wonnig haucht es aus dem Lied,  
Das einst in bessern Tagen uns erklungen;  
Gefüllt mit Balsam streicht er, ungebunden,  
Wenn schon das Blumenfeld entblättert liegt:  
So lebt der Gaukeltraum, der längst geschwunden,  
Wenn er sich fort im Liebeshauche wiegt.

Vor Deinem Schmelz, Musik, und weichem Zauber,  
Vor Deinem seelenvollen Hauch —  
Was soll noch da der Worte Brauch  
Am steilen Ausdruck des Gefühles klauen?  
Der besten Freundschaft schwülst'ge Worte trügen,  
Und die der Liebe — ach! — noch mehr als sie;  
Nur Du allein, Musik, Du kannst nicht lügen,  
Denn süße Wahrheit lebt in Melodie!

## 14.

My harp has one unchanging theme.

Unwandelbar ist meine Leier  
An einen Klang gebunden:  
Sie seufzt, als wär' es Traumesfeier  
Von Freuden, die geschwunden.

Umsonst zu leichteren Accorden  
Stimm' ich den Hauch der Saiten,  
Es trübt sie, wenn sie froh geworden,  
Die Stimme andrer Zeiten.

So magst Du Dich am Seufzer weiden  
Und hauchen meine Klagen,  
Lönst Du auch oft so tief in Leiden,  
Daß Wen'ge Dich ertragen.

Doch hast Du manchmal süß're Klänge,  
Als ob von Freudenschwingen  
Zu Dir der Hauch der Spiele dränge,  
Die einstens Dich umfingen.

## 15.

The time I've lost in wooing.

Die Zeit, die ich mit Freien  
In Liebeständeleien,  
Im Strahlenhauch  
Vom Frauenaug'  
Verbracht, soll ich bereuen?  
Stets schalt ich der Bescherung  
Von Weisheit und Belehrung:  
Der Augen Lug,  
Das war mein Buch,  
Und was ich las — Bethörung.

## Correspondenz - Nachrichten.

Aus Weimar im November.

Wollt' Lächeln schön sie schmücken,  
 Ich schaut' es voll Entzücken,  
 Dem Kobold gleich,  
 Den Mädchen bleich  
 Bei Nacht im Thal erblicken;  
 Der Schönheit Diener stand ich  
 Dieweil ihr Auge band mich,  
 Doch war einmal  
 Gewandt ihr Strahl,  
 Flur wie der Wind entchwand ich.

Die Launen zu erneuern,  
 Das stolze Herz zu steuern,  
 Wär' ich zu alt,  
 Für Augen kalt,  
 Es wieder anzufeuern?!  
 'S ist eitle Unternehmung  
 So süßen Zuges Hemmung;  
 Der Weisheit Glück  
 Vor Mädchen Blick  
 Fällt nach wie vor in Lähmung.

16.

At the mid hour of night.

Zur Mitternachtsstund', wenn weinen die Sterne, ent-  
 eil' ich;  
 Im einsamen Thal, das im Leben wir liebten, ver-  
 weil' ich,  
 Und denke, wenn Geister aus Sphären der Lüfte sich  
 stehlen,  
 Die Plätze der Freude zu suchen, wirst Du auch nicht  
 fehlen  
 Und sagen mir, daß unsre Lieb' auch dem Himmel sei  
 heilig.  
 Dann sing' ich den wilden Gesang, der uns einstens be-  
 rauschte,  
 Als beid' unsre Stimmen vereinigt wie eine verrauschte;  
 Und rollet mir Echo aus Klüften mein Jammerbeschwören,  
 Denk' ich Deine Stimm' aus dem Reiche der Seelen zu  
 hören,  
 Sehnsüchtig erwiedernd die Not, die still sie belauschte.

In dem ehemals so berühmten Ith-Athen, das, wie das verfallene Rom, nur noch von den Trümmern seines Ruhms lebt, sieht es jetzt bei den Nebeltagen des Herbstes sehr finster und düster aus, und es wäre nicht zu verwundern, wenn ohngeachtet der Argusaugen der Polizei der Dämon, Zeitgeist genannt, sich bei Nacht und Nebel einschliche. Daß der Gast von Vielen freudig empfangen werden würde, liegt außer Zweifel und gewiß würden unsere Lichtfreunde nicht ermangeln, ihm zu Ehren ein Zweckessen zu veranstalten, wenn anders hierzu die polizeiliche Erlaubniß nicht versagt würde. Wo in Deutschland kann der Bürger sich irgend etwas erlauben, was aus dem Bereich des gewöhnlichen Alltagslebens herausgeht, ohne nicht erst eine polizeiliche Erlaubniß zu seinem Vergnügen einzuholen? Die Polizei ist der gestrenge Herr Papa, der das deutsche Bürgerkind führt und leitet und ihm zuweilen erlaubt, für sein Geld lustig zu sein. — In Deutschland schreit und räsontirt man immer über Rußlands fürchterliche Knutenstrafe, ohne nur zu bedenken, daß bei uns zu Lande der Haselnußstock eine eben so wichtige Rolle in den Händen der Stockmeister spielt, wie die Knute in Rußland. Wie man in Rußland knutet, so prügelt man im Großherzogthum Weimar ohne Unterschied des Geschlechts jede Person, die sich eines nur halbwegs bedeutenden Polizeivergehens schuldig gemacht hat. Prügel sind Prügel, ob mit dem Stock oder der Knute, ist ganz gleich, und ein solches entehrendes Züchtigungssystem in einem Lande, dessen Gesetzgeber auf Humanität Anspruch machen, scheint mir der Justizverwaltung nicht zur Empfehlung zu dienen. Einen Menschen mit Stockprügeln zu tractiren, ist hier etwas so gewöhnliches, daß es oft von der Laune einzelner Beamten abhängt, eine Strafe von 10 bis 25 Stockstreiche über einen Unglücklichen zu verhängen; es mag vielleicht vorkommen, daß so ein armer Schelm, weil der hohe Herr durch eine Fliege im Mittagschlafchen gestört worden ist, die Schuld derselben büßen muß und ihm der gestrenge Richter in seinem Unmuth anstatt 10, jetzt 25 Stockprügel von Häschershand aufhauen läßt. Wann wird einmal das Stockregiment aufgehört und der Mensch von Menschen nicht wie ein Thier, sondern wie ein edleres Wesen behandelt werden?

Einige Zeit hindurch beglückte hier der Literat W. unsere Lichtfreunde durch Vorträge, auch war von ihm dem Publikum eine dramaturgische Vorlesung öffentlich durch den Druck versprochen worden, die jedoch nicht stattfand, da es der Dramaturg für gerathener hielt,

bei Nacht und Nebel zu verschwinden und dem Wirth, Schneider und Buchdrucker unbezahlte Rechnungen als Souvenir zurückzulassen.

Im Laufe des Monats October fand in dem benachbarten Jena eine Versammlung der Philologen statt, wozu auch Weimar sein Contingent gestellt hat. Diese Herren haben, wie es von Verehrern des Alten zu erwarten stand, kein Wort über geistige Freiheit gesprochen, sondern konnten nur über die Nothwendigkeit des Lateinischsprechens disputiren. Was mag wohl nöthiger sein, meine Herren Philologen, dem deutschen Jüngling Geist und Herz zu bilden oder ihm Lateinisch zu lehren und durch mechanisches Studium zu verdummen?

Das Theater ist seit einigen Monaten wieder geöffnet, und man thut das Möglichste, um die Stücke mit den wenigen Kräften, über welche disponirt werden kann, halbenwegs erträglich zu geben. Der alte Cancreb hatte das Unglück, die Aufmerksamkeit der In-

tendanz zu erregen, wurde zweimal gegeben und ging eben so vielmal spurlos vorüber.

Wie man mir als bestimmt versichert hat, werden die Husaren, von denen man die schwierige Aufgabe verlangt, daß sie Bediente, Gensd'armes und Soldaten sein sollen, gänzlich aufgelöst und man will anstatt derselben eine wirkliche Landgensd'armee errichten. Die bis jetzt stattgefundene Einrichtung, daß ein Theil der Husaren abwechselnd zum Polizeidienst auf dem Lande verwendet wurde, hatte das Nachtheilige, daß man zu dem so schwierigen Dienst der Polizei häufig Leute verwenden mußte, die durchaus nicht dem Amt gewachsen waren. Der Bürger und Bauer, welcher seine Gaben und Steuern zahlt, hat auch das Recht, vom Staat zu verlangen, daß durch ein gehörig eingerichtetes Polizeisystem sein Eigenthum gesichert werde, und um dieses zu können, muß die Polizeigewalt in den Händen zuverlässiger, thätiger Leute liegen.

E. D. S.

## Literatur und Kunst.

Tris. Deutscher Almanach für 1847. Herausgegeben von Johann Grafen Mailáth. (Neue Folge, Erster Jahrgang mit 6 Stahlstichen.) Pesth, Gustav Beckenast.

Den Ruf der äußeren Eleganz, den sich „die Tris“ schon seit einer Reihe von Jahren durch die prachtvolle Ausschmückung ihrer früheren Jahrgänge erworben hatte, hat dieselbe auch in diesem ersten Bande der „neuen Folge“ vollkommen bewährt. Herrliches Papier, sauber ausgeführte Stahlstiche, ein glänzender, rother Moiréeband — wahrlich, man muß sich hüten, das Buch ohne Glacéhandschuh anzurühren, will man nicht Gefahr laufen, unvorsichtigerweise einen höchst wesentlichen Theil des Werthvollen an ihm zu zerstören. Denn wir müssen allerdings offen gestehen, daß der innere Gehalt mit der so einschmeichelnden Form keineswegs in einem harmonischen Einklange steht, trotzdem daß unter den Beiträge liefernden Mitarbeitern manche Namen von ausgebreiteterem Rufe oder doch wenigstens von gutem Klange zu finden sind. Die Brockhaus'sche Urania scheint immer noch mit ihren rühmlichen Bestrebungen, nicht nur den Beifall jenes von der Langeweile geplagten, sich nach Unterhaltung sehnenen Publikums, sondern auch den der ruhig-besonnenen, aber strengen Kritik zu erwerben, — ich sage — sie scheint unter der Masse der jährlich er-

scheinenden Taschenbücher vollkommen isolirt dazustehen; die übrige, der Quantität nach sehr productive Literatur auf diesem Felde erscheint dagegen nur mit geringeren Ansprüchen und muß leider ihre innere Armuth oder wenigstens die Mittelmäßigkeit ihrer Productionen nicht selten hinter blitzendem Goldschnitt und schöngeformten Mädchenköpfen zu verstecken suchen. Tritt nun die „Tris“ ohne eine weitere Prätension auf, als etwa für die Länge der Winterabende eine flüchtige Unterhaltung zu gewähren, so wollen wir allerdings gern zugestehen, daß auch der vorliegende Band im Ganzen genommen bei seinen Lesern diesen Zweck erreichen wird; einen höheren, kritischen Maßstab aber darf man keineswegs an das Gebotene legen, poetische Ausflüge einer kühnen Phantasie, von wahrhaft künstlerischem Bewußtsein durchgeistigte Schöpfungen, in welchen eine leicht auffassende Beobachtungsgabe und die Combinationen eines scharfen Verstandes sich in der klaren Durchführung ausgeprägter Charaktere und in der einheitlichen Abrundung einer fein geschürzten Intrigue geltend machen, dergleichen darf der Leser hier durchaus nicht erwarten. Ja, wir haben sogar Gelegenheit gefunden, den geläufig-dahingleitenden Erzählungston, der doch sonst größtentheils auch ganz gewöhnlichen Novellenschreibern eigenthümlich ist, hier und da zu vermissen. Namentlich hat uns in dem „Waldgänger“ eine gewisse

Nachlässigkeit in der Behandlung des Styles, die sich vorzugsweise in der öfteren, unmittelbar auf einander folgenden Wiederholung derselben oder wenigstens gleichlautender Worte geltend macht, unangenehm berührt. Ein schön gerundeter, harmonisch fließender Styl ist nun einmal seit Heinrich Heine ein wesentlicher Factor unserer neueren Literaturbestrebungen geworden und nicht wenige der neueren Autoren, namentlich Karl Gutzkow haben auch hierin so Vortreffliches geleistet, daß selbst bei der einfachsten Erzählung Mängel in der Ausdrucksform die Theilnahme schwächen werden. Was also finden wir nun eigentlich in dem Buche? Der Herausgeber bietet dem Publikum schön enveloppirte, nicht schwer wiegende Waare, die sich namentlich auf den Ripptischen der haute volée recht gut ausnehmen mag, und die wohl auch vorzugsweise für die höheren Kreise der Gesellschaft bestimmt ist, da das Buch durch das Stoffliche einzelner Beiträge, durch den historischen Hintergrund und die literarischen Beziehungen des einen oder des anderen gewisse Voraussetzungen macht, ohne welche das Interesse des Lesers vollends erlöschen muß.

Sollen wir nun andeutend auf das Einzelne eingehen, so thut es uns zunächst leid, einer Arbeit von A. Stifter, der Novelle „Waldgänger“ nicht den ersten Platz unter den Erzählungen zugestehen zu können. A. Stifter hat sich durch seine früheren Arbeiten einen recht zahlreichen Leserkreis gesammelt und auch von Seiten der Kritik manches aufmunternde, anerkennende Wort gehört; in seinen „Studien“ hat er ein unzweifelhaftes Talent an den Tag gelegt, eben deshalb aber durfte man auch von ihm auf jeden Fall Gelungeneres erwarten, als er hier geliefert hat. Es ist der Inhalt dieser Novelle überhaupt, der alle Bemühungen des Dichters nothwendig scheitern lassen mußte. Wie anziehend auch das beschreibende Element in verschiedenen Partien des Buches, namentlich in der einleitenden Schilderung vertreten ist, so können wir uns doch nimmer mit der Darstellung eines so durch und durch unnatürlichen Verhältnisses befreunden, wie es uns zwischen Georg und seiner Gattin in seiner ganzen Verkehrtheit entgegentritt. Vierzehn Jahre haben Beide in einer ruhigen Ehe dahingelebt; Nichts fehlt, um ihr Glück vollständig zu machen, als die wahre, einigende Fessel jeder ehelichen Verbindung, die stille Freude der Eltern, welche in der aufopfernden Liebe für ihre Kinder unbewußt sich immer inniger verbinden, weil ihre Bestrebungen in einem Punkte zusammenfallen, in der Sorge für das Glück ihrer Nachkommen. Corona wird oft schmerzlich erariffen, wenn sie darüber nachsinnt, daß sie nicht mit mütterlicher Sorgfalt dem Vater die Zeugen ihrer gegenseitigen Liebe zuführen kann; sie steht allein an seiner Seite, allein begleitet sie ihn auf seinen weiten Spaziergängen, allein in die geselligen Kreise Anderer, welche die Wollust der Vater- der Mutterliebe, umspielt von lärmenden Kleinen, ermessen haben.

Sie meint, Georg müsse ohne Nachkommenschaft innerlich unglücklich sein und tritt endlich, um auf keinen Fall sein Unglück zu verschulden, mit der heroisch-gefühlvollen Bitte in das Zimmer ihres Gatten, er möge diese ihre kinderlose Ehe lösen. Dieser willigt, obwohl er anfangs einige nicht ernst gemeinte und im Grunde genommen nichts sagende Worte ihr entgegengeworfen, endlich auch ruhig ein, heirathet zum zweiten Male und ist freilich selbst dann noch nicht glücklich, als blindlockige Knaben ihn lieblosend mit kindischer Lust umschwärmen. Kann ein Stoff unglückseliger gewählt sein? Kann man die Charaktere verfehlter zeichnen? Corona's That schon vermag sich nur mühevoll unsere Theilnahme zu erringen, denn trotz ihrer Declamationen bleibt dieser äußerste Schritt an ihr etwas Unnatürliches, eine Ueberspanntheit, eine Verirrung, die aus einem Gemisch von edlen Beweggründen und einer bei Frauen zumal nicht seltenen Exaltation hervorgegangen sein konnte. Daß aber Georg von einem alle Poesie negirenden practischen Gesichtspuncte aus auf den Vorschlag eingeht, dieses Factum muß vollends den etwaigen Rest einer Illusion gänzlich zerstören. Ist es nicht eine fluchwürdige Moral, welche Georg durch seine That öffentlich predigt, wenn er sein Weib, allein mit ihrem Grom und ihrem Kummer fortziehen läßt in die weite Welt, sein armes Weib, welche vierzehn lange Jahre in Leid und Lust als treuliebende Gattin an seiner Seite weilte? Wenn er später dieses Unrecht selbst eingesteht, nachdem der Zufall ihn flüchtig mit der von Schmerz und Edelsinn verklärten Corona zusammengeführt hat, so ist dieß doch eine allzu späte Reue, eine Reue, die vielleicht das moralische, nicht aber das poetische Interesse der Erzählung zu retten vermag! —

Eine historische Novelle von Walthar Besche gehört zu dem besten im Buche. „Constantin Falcon“ führt uns in die Zeit von 1682—1688 zurück, und hat jene geheimnißvollen Beziehungen zum Vorwurf, welche nach Einigen in der That zwischen dem Reiche Siam und dem französischen Hofe bestanden haben sollen, während Andere jene Siamesische Gesandtschaft, die sich in dieser Zeit dem Könige Ludwig vorstellte und ein nicht unbedeutendes Aufsehen erregte, für einen bloßen, originell durchgeführten Maskenscherz, zur Belustigung des Fürsten veranstaltet, halten wollen. Der Verfasser hat sonder Zweifel auf die Zeichnung der einzelnen Charaktere nicht wenige Sorgfalt verwendet und es freut uns, daß dieser anerkennenswerthe Fleiß nicht unbelohnt geblieben ist. Da hierzu noch die Vortheile einer lebendigen Erzählung und einer anschaulichen, auch in den Details geschickt ausmalenden Darstellungsweise kommen, da ferner auch der südliche Schauplatz der Thatfachen ein dem größeren Publikum wenig bekannter, deshalb durch das Neue an ihm doppelt anziehender ist, so ließt sich trotz einiger Längen diese Abtheilung

des Buches mit regem Interesse. Nur möchten wir schließlich den Verfasser noch darauf aufmerksam machen, daß er seine Vorliebe für die farbenreiche Ausschmückung gräßlicher Mordscenen doch etwas einschränken sollte; wir erwähnen dies besonders, da sich dieselbe nicht nur in dieser Erzählung durch die Menge der sehr lebhaft und ausführlich dargestellten, blutigen Greuel kundgibt, sondern da sie sich auch schon in der 1845 erschienenen „Jägerbraut“ geltend machte. — „Die Brautfahrt,“ eine Episode aus Gleim's Leben von Julie von Großmann, ist eine einfache Erzählung, die allerdings des Charakterischen nur wenig bietet und an der die Namen Klopstock, Kleist, Ramler, Gleim u. s. w. eigentlich das Beste sind. Da dieselbe jedoch ohne weitere Ansprüche geboten zu werden scheint, so kann man sie als eine Erinnerung, eine Feier jener Männer, von denen wenigstens der eine als ein Stern erster Größe an unserem Dichterkimmel glänzt, gerne gelten lassen. „Scenen aus der ungarischen Geschichte,“ vom Herausgeber selbst verständig erzählt, führen uns in die dunkeln Zeiten des Ungarn-Königs Salomo zurück und werden Geschichtsfreunden ein belehrender Beitrag für die Charakteristik jener Epoche sein.

Unter den 7 (eine böse Zahl) eingestreuten Gedichten ist eigentlich keins, das sich durch den ebenmäßigen Einklang eines schöngedachten Inhaltes mit einer schönen Form auszeichnete. „Die Schlafende“ von Draxler-Manfred zieht durch eine gewisse Zartheit der Darstellung an, ohne daß gerade der Totaleindruck ein vollkommen befriedigender wäre; auch das „Muttergottesbild“ von Theodor Klein und „ein lebendig Monument“ von Seidl lesen sich gut, in dem letzteren wirkt namentlich der leichte Fall und doch kräftige Ton der Verse recht wohlthuend. Dessenungeachtet sind wohl die beiden Gedichte von Levitschnigg als die besten zu bezeichnen, während die höchst unbedeutenden Poesieen (??) von Pfeuffer viel besser aus dem Buche weggeblieben wären. Unter den Stahlstichen ist hauptsächlich das zart gehaltene, Majestät und Weiblichkeit in sich verschmelzende Portrait der Erzherzogin von Oesterreich Maria Carolina hervorzuheben; doch auch das schalkhaft drohende Mädchen zu dem Gedichte: der Schiedspruch ist ein liebliches Kind und sauber gezeichnet, wenn wir es auch nicht von Manier frei sprechen wollen.

Vielliebchen. Taschenbuch für 1847. Von Bernd von Gussack.

Die ziemlich große Mannichfaltigkeit, welche die eben erwähnte Iris sowohl in Bezug auf das Stoffliche, als auch in Rücksicht auf das Formelle, auf die Behandlungsweise darbietet, tritt uns in dem vorliegenden Taschenbuche keineswegs entgegen; denn einerseits bewegen sich seine Beiträge nur auf dem einen Felde der Novellistik, andererseits ergibt sich aber eine gewisse — ich möchte, ohne mißverstanden zu werden, sagen: —

Manier in den Einzelheiten als eine Folge davon, daß der Herausgeber auch zugleich der Verfasser des ganzen Buches ist und — zu einer gleichmäßig ausgebildeten Vielseitigkeit gehört doch immer wenigstens ein Funken von Genialität. An und für sich kann in dem Gesagten noch kein Vorwurf liegen, da es sich von selbst versteht, daß wir die in schaler Flachheit sich haltende Mannichfaltigkeit nicht einer einfachen, aber gut erfundenen und durchgearbeiteten Erzählung vorziehen; allein daß sich neben der erwähnten Gleichförmigkeit auch noch ein fühlbarer Mangel — nicht an äußerer Formfertigkeit, wohl aber an bildungsfähigem, schöpferischem Geiste und an poetischer Ursprünglichkeit fühlbar macht, darin liegt das Tadelnswerthe des Buches. Sonder Zweifel besitzt Bernd von Gussack ein recht hübsches, wenn auch nicht gerade glänzendes Erzählungstalent, das sich noch mehr geltend machen würde, ließe er sich nicht bisweilen auf eine zu ausführliche Detailmalerei in der Beschreibung ein. Seine Charaktere sind meistens sorgfältig ausgearbeitet und haben Lebensfähigkeit in sich; dessenungeachtet lahmen wenigstens diese drei neuesten seiner Arbeiten an einer stellenweise allzudeutlich hervortretenden Schlawheit der Phantasie. Zum Theil können wir in diesem allgemein gültigen Vorwurfe auch einen wesentlichen Grund finden, warum die sonst so rege Theilnahme an der Taschenbuchliteratur jährlich nur noch mehr erkaltet. Jene Epoche der harmlosen, lebensfrohen Naivetät, in welcher ein ähnlicher begoldandeter und durchstahlstichter Band im Winter für sehr Viele, vorzugsweise aber für Mädchen und Frauen geradezu ein Bedürfnis war, ist jetzt freilich unwiederbringlich dahin; allein dieß erklärt sich nicht nur daraus, daß die Gegenwart sich zu einem kräftigeren, selbstbewußteren Leben emancipirte, nein, unsere neueren Taschenbuchnovellisten sind auch paucis exceptis um ein Bedeutendes langweiliger geworden. Sie wollen unterhalten, ja! Und doch haben sie nur wenig Erfindungsgabe; sie wollen geistreich sein, und doch produciren sie in ihren vergeblichen Bemühungen höchstens so große Unklarheiten, daß sie selbst nicht mehr wissen, was sie eigentlich sagen wollten. *Exempla sunt odiosa.* Dazu kommt: jene unschuldigen, einfachen Erzählungen, wie sie z. B. noch Friedrich Laun geschrieben, erscheinen ihnen zu unbedeutend, ihrer selbst zu unwürdig; sie wollen Höheres schaffen, sie wollen die Zeit und das Leben abspiegeln, sie schreiben Tendenzromane, Tendenznovellen! Wenn sie dazu genug Talent, genug Geist besitzen, die Bestrebungen der Zeit in Form eines Kunstwerkes darzustellen, — nun gut! Allein — wie wenige sind das! Und die große Masse der Uebrigen? — ist langweilig! Viele umgehen noch diese Klippe, entweder weil sie für die Lösung der Zeitprobleme interesselos sind oder weil ihnen ihre gesellschaftliche Stellung gewisse Grenzlilien für ihre Bewegungen zieht, welche sie nur bei höchster Ungnade würden überschreiten dürfen. Diese lassen nun ihre hohlen, aufgedunsenen Marionet-

tenfiguren girend und seufzend und liebend hin und her agiren, wollen ihnen aber durch das Großartige der Couliſſen einiges Interesse einflößen, das sie durch sich selbst in ihrer Bedeutungslosigkeit doch nimmer gewinnen können. Da zeigt uns der Hintergrund ein schwarzbehangenes Schaffot, die Grabstätte Ludwig 16., Kaiser und Könige, Wohlthäter und Geißeln der Menschheit marschiren dahinten als bleiche Schatten auf und ab; sie haben die traurige Stelle von Statisten übernommen. Wir können hier nur wiederholen: Wenn Einer oder Einige auf dem Felde der historischen Novelle Tüchtiges leisten, so ist dieß ganz vortrefflich. Wie unzählig viele aber schreiben nicht ohne höhere Begabung? Was dann? Sie verfälschen aus Unkenntniß die Charaktere der Geschichte, sie verzeichnen wohl gar den eigentlichen Urtypus, die leicht in die Augen fallenden Lebensmotive einer ganzen Epoche. Und daß unter solchen Umständen von einem Kunstwerke nicht mehr die Rede sein kann, leuchtet wohl ohne Weiteres ein. Diese letzterwähnten Vorwürfe treffen Bernd von Gussack allerdings weniger, obgleich auch er sich an Thatsachen aus der Geschichte lehnt; denn in dieser Beziehung ist das eine seiner Bilder sogar trefflich gelungen zu nennen. Allein dessenungeachtet läßt er uns zu einer wirklichen Illusion, zu einer regen Theilnahme trotz vieler gelungenen Einzelheiten nur selten kommen, weil er bisweilen sich in den Motiven selbst vergreift, oft aber auch durch eine gewisse, inhaltslose Breite zu langweilen anfängt, und das ist freilich sehr schlimm; denn der Zweck des Buches ist ja Unterhaltung, nichts, gar nichts als Unterhaltung. La Colomba ist ein ganz liebes Mädchen, was uns auch der beigegebene Stahlstich darthun soll; allein sie ist im Verhältniß zu der so ausführlich und mit Glück behandelten Staffage viel zu stiefmütterlich und einfach gezeichnet, und daß die Katastrophe zum Schluß verführend durch einen deus ex machina herbeigeführt wird, muß in der Erzählung nicht weniger, als im Drama anstößig sein. „Die Bier zu Delft“ haben uns einer gewissen Unsicherheit wegen, die aus der ganzen Behandlung des Stoffes hervortritt, vielleicht auch wegen des finsternen, auf Inquisition und dergleichen fußenden Inhaltes selbst, nur wenig angesprochen; dagegen haben wir schon oben vorläufig bemerkt, daß in der dritten Gabe des Buches die Zeit August III. von Sachsen und Friedrich Wilhelm I. von Preußen in charakteristischem Gepräge wiedergegeben ist. Ulrike von Plessow bietet einen höchst glücklichen Gegensatz zu der pedantischen Förmlichkeit ihrer

hohen Umgebungen und ist überhaupt als eine vollkommen fertige, ausgeprägte Gestalt eingeführt. Sogleich erregt sie unser Interesse, anfänglich schon beschwiegend, weil sie den ganzen Zorn der eingebildeten Oberhofmeisterin lachend erträgt, dann aber, weil die Weiche ihres Gefühls und eine gewisse Festigkeit der Haltung sie vor Allen auszeichnet. Das Einzige, was ihr in unsern Augen schaden könnte, wäre ihre Heirath mit ihrem Cousin, einem schwachen, lächerlichen Sack, der schon auf zwanzig Schritte von Parfüms duftet. Dieser Friedrich Wilhelm ist der Geschichte treuer, als der Gutzkow'sche; er ist nur skizzirt, aber mit Schärfe, treffend. Mit welchem Rechte aber ist die Novelle überschrieben: „Heimweh“? Stepan, der wirklich daran krank sein mag, tritt in unserm Interesse doch sehr in den Hintergrund und sein Bruder flieht doch nicht etwa aus Heimweh? Soll das seine Krankheit sein? Wohl kaum! Nicht die Sehnsucht nach den vaterländischen Bergen drückt ihn nieder, nicht sie ist der Urquell all seiner Leiden, — nein — er erliegt einfach einem Kummer, der so alt ist, wie die Welt und der erst mit dem letzten Menschen von der Erde ausgerottet sein wird: er liebt, und seine allerdings wahnsinnige Liebe wird nur durch Freundschaft erwidert!

Auch dieses Taschenbuch empfiehlt sich übrigens durch eine angenehme äußere Erscheinung.

91.

Ibille vom Bodensee, oder: Fischer Martin und die Glockendiebe. In sieben Gesängen. Von Eduard Mörike. (Dem Kronprinzen von Württemberg gewidmet.) Stuttgart, C. Schweizerbart. 1846.

Nach langem Schweigen tritt einer unserer ersten schwäbischen Lyriker mit dieser vom Blitze des Genius concipirten und von der Besonnenheit gereiften Dichtung hervor, in welcher die Freunde seines Dichtergeistes dessen tiefe Eigenthümlichkeit wiederfinden, und alle Freunde echter Poesie eine seltene Gabe willkommen heißen werden. Originelle Laune, feste Charakterzeichnung, die reinsten und innigsten Gefühle der Liebe, die Reize der Natur und die Geheimnisse des Menschenherzens, in welche beide der Dichter oft überraschende Fernsichten eröffnet, sind in dem Rahmen eines Scherzes zu einem schönen Ganzen verbunden.

25.

## D r e s d e n.

### C o n c e r t.

Am 15. December:

#### Viertes Abonnement-Concert, unter Leitung Herrn Ferdinand Hiller's.

Des alten Haydn Es-dur-Symphonie eröffnete das heutige Concert, während es Spontini's Olympia-Duverture schloß. Nordpol und Südpol! Die Vorführung solcher schreienden Contraste mögen wir jedoch nicht tadeln, sie können die elegante Welt besser über das wahre Wesen der Musik, über den Unterschied zwischen Natur und Koketterie im Reiche der Töne belehren, als stundenlange Damenvorlesungen.

Die gewählte Symphonie gehört zu den reizendsten des bescheiden-liebenswürdigen Meisters; besonders spricht der zweite Satz mit seinem possertlichen Pathos an, der so höchst ergötlich von der Schelmerci unterbrochen wird. Zugleich trägt er in der einfachen Instrumentierung die lebhafteste Färbung, welche auch vom Orchester brav wiedergegeben wurde. Nur die von Herrn v. Königstow gespielten Violinsoli waren nicht befriedigend, indem sie in dem einen und ihm einzigen schwachen Tone und mit einer Beschleunigung des Tempo's erfolgten, welche wohl in einem Concertsage zulässig sein mag, hier aber, als die Einheit des Ganzen störend, nicht am Orte war. Der dritte Satz ward vom Orchester minder fein wiedergegeben, im vierten dagegen waren einige Unsicherheiten in den schnellen Einsätzen hörbar.

Der ungeheuere Pomp in der characterschwachen, buntscheckigen Duvature zur Olympia läßt sich wohl am besten aus dem Auftreten des Elephantenchores in dieser Oper erklären.

Herr Hiller brachte eine neue eigene Composition zur Aufführung, eine Duvature zum Prometheus des Aeschylus. Es wäre lächerlich, zu verlangen, daß der Musik zu solchen antiken Dramen eine altgriechische Form gegeben werde; es würde in diesem Falle vor dem Richterstuhle der musikmündigen Gegenwart die Musik zur Unmusik werden. Wir wollen daher dem Componisten die Aufwendung aller Instrumentenmittel der neueren Schule an sich keineswegs zum Vorwurfe machen, sondern das Werk vom modernen Standpunkte aus nur als selbstständiges Tonbild in's Auge fassen. Während nun in demselben der dämonische Trost und

die übermenschliche Qual des Leidenden zum Ausdrucke gelangt, ist die menschliche Seite seines Zustandes leider nirgends angedeutet. Prometheus aber war ein Halbmensch, ja er war ein Ideal vom Menschen, indem er das übermenschlich Verschuldete, die von der sich an ihm rächenden dämonischen Welt ihm auferlegten Martern mit der vollen Kraft des menschlichen Willens ertrug. In der Erfassung dieses Grundgedankens des Drama's hätte der Tondichter zugleich Stoff gefunden, einige helle Lichter auf seine Gebilde fallen zu lassen. Solcher bedarf aber jedes Tonwerk, wenn es nicht unschön werden soll. Bei aller seiner Kraftfülle und Originalität erscheint daher die Duvature in ihrem Einerlei der Molltonarten und Dissonanzen, wozu der anhaltende jähe, heterogene Rhythmus in der ersten Melodie des Allegro's kommt, hart und ungenießbar. Denn der zweite Gedanke des Allegro's und der fast unscheinbare Eintritt der entsprechenden Dur-Tonart gegen den Schluß sind zum Hervorheben des erwünschten Contrastes nicht ausreichend. Das ganze Werk ist so nur ein dumpfer Schmerzenslaut, ein Ringen in Verzweiflung.

Noch spielte Herr Hiller mit Begleitung des Orchesters das Concert von Beethoven in C-moll, welches zu den minder bedeutenden, noch wenig selbstständigen Compositionen des Meisters gehört. Obgleich nun zwar die Pianofortestimme darin wohl keinen Virtuosen ersten Ranges verlangt, so war es doch gewagt, sich jetzt, so bald nach dem glänzenden Auftreten eines Carl Mayer, auf demselben Instrumente hören zu lassen. Der Anschlag Herrn Hiller's ist etwas hart und seine technische Fertigkeit nicht vollendet, was sich besonders bei dem mit einer Hand abwärts gespielten Läufer und dem Schlagen des Trillers verräth. Auch wollte uns die von ihm beliebte Tactfreiheit dem in einem Guß mit dem Orchesterspiele geschriebenen Werke nicht angemessen erscheinen.

Die beiden Gesangssachen, ausgeführt von den Herren Mitgliedern der Liedertafel, waren weder glücklich gewählt, noch ausgeführt. Der Soldatenchor aus dem zweiten Acte von Cherubini's Wasserträger ist nicht für Dilettanten, überhaupt aber nicht zum Concertvortrag geeignet. Schiller's Festgesang an die Künstler, von Mendelssohn, konnte als ein Gelegenheitsgesang im Freien an seinem Orte und, von Gesangsmassen wiedergegeben, von Wirkung sein. Allein trotz aller feierlichen Salbung, in welcher der Componist den hier rhetorischen Dichter überboten, läßt er als Kunstwerk äußerst kalt, indem er durchaus nichts als inhalts-

leere, begeisterungslose Form ist. Das Quartett darin scheiterte an der schmelzlosen, etwas fatiguirten Tenorstimme, wie auch der Bass des Anführers im Chor von Cherubini keine Berechtigung zum Solovortrag verrieth.

## Königl. Hoftheater.

Sonntag, den 13. December, zum ersten Male:

**Uriel Acosta.** Trauerspiel in 5 Acten, von **Carl Gutzkow.**

Der mächtige Strom der Reformbestrebungen, der in unserer Zeit wohlthätig alle Verhältnisse durchzieht und namentlich auch innerhalb der Grenzen des Religionsgebietes vor geistertödender Stagnation uns zu bewahren strebt, bekundet nach dieser Richtung hin seine unbefiegbare Kraft wohl nicht weniger gewichtig als anderwärts in dem Einflusse, den er mindestens erschütternd auf das Bollwerk eiserner Stabilität ausübt, womit sich das Judenthum seit Jahrtausenden mächtig umgeben und bisher in unversehrter Existenz geschützt hat. Wie vor Kurzem noch auf politischem Felde die staatsbürgerliche Emancipation der Juden nicht ohne Erfolg zu einer der von der periodischen Literatur am Umständlichsten durchgesprochenen Tagesfragen erhoben wurde, so finden auch jetzt die kirchlichen Reformbestrebungen im Judenthume nach ihrem Verhältnisse und engem Zusammenhange mit den übrigen Kämpfen rationeller Prüfung gegen Satzungen positiver Tradition und blinden Glauben in kirchlicher Beziehung überhaupt eine ziemlich sorgsame Berücksichtigung in der Tagespresse. Wenn aber die Bühne dem Staatsleben gegenüber unbezweifelt auch die Verpflichtung hat, in lebendig-treuen Spiegelbildern die mehr oder minder wichtigen Fluthungen staatlicher Vorgänge zu reflectiren und zur Zeitgestaltung gleichmäßig mitzuwirken, so erscheint es mehr folgerecht als zufällig, daß der Dichter des „Uriel Acosta“ jenes ernste Blatt unserer Zeitgeschichte, wenn schon mit Hülfe eines geschichtlichen Vorganges des siebzehnten Jahrhunderts, in die Annalen unserer dramatischen Poesie aufgenommen, daß er den spröden Stoff zum geweihten Tempeldienste seiner Muse geformt, daß er die für Manche vielleicht herben Früchte rationeller Forschung und abstracter Wissenschaft in der goldenen Schale der Poesie einladend und gefällig auch der größeren Masse des Volkes geboten hat. Das hat Gutz-

kow gethan, und daß er es in so ansprechender Form, in so gelungener Weise gethan, verleiht nicht nur seinem Rufe als dramatischer Dichter einen ehrenvollen Zuwachs, sondern muß, was wir sicher nicht als unwichtiger ansehen dürfen, für alle die von besonderem Interesse sein, denen die kirchlichen Fragen unserer Zeit überhaupt nicht fern liegen, so wenig auch das Stück in seinem Ausgange für die oberflächliche Betrachtung eine unbestrittene Apotheose rationeller Bestrebungen enthalten mag. Jenes Interesse findet sich aber nicht etwa allein und kleinlich-isolirt begründet in der dramatischen Vergegenwärtigung jener innern, geistigen Kämpfe des Judenthums, sondern ruht auf der einen Grundidee, die alle Kämpfe der Vernunft gegen positive Sazung auf kirchlichem Gebiete gleichmäßig und universell durchdringt; auf der Grundidee, die jetzt, wie früher, auch in der christlichen Kirche auf allen Seiten zu rationellem Vorschreiten mächtig hindrängt. Die beschränkende Specialisirung dieser Grundidee auf das Judenthum und dessen vielleicht weniger ansprechendes, starres Formenwesen, wie das Stück beides bietet, müssen wir wohl, nächst der geschichtlichen Fabel des letzteren, vorzugsweise jenen Verhältnissen zur Last schreiben, unter denen leider in Deutschland wie unter einem Banne besonders auch das Wort des dramatischen Dichters geknechtet liegt.

Dies über den höheren, weiteren, politisch-kirchlichen Horizont des dramatischen Gemäldes, den wir um so weniger ohne specielle Andeutungen lassen durften, je inniger er mit der geistigen Atmosphäre des Trauerspiels verwebt, je entschiedener er aber auch durch den scharf und concret vorgezeichneten Boden der geschichtlichen Fabel, in einer durch und durch poetischen Behandlung und Gestaltung dieses Stoffes, wie durch die, die eigentliche Verwicklung und die Katastrophe herbeiführenden, Conflict heterogener Elemente hier und da in seinem Grundtone modificirt und gedeckt scheint. So gelangen wir zu der Betrachtung der Tragödie an sich, als dramatisch-poetisches Kunstwerk — zu einem Gesächte, an das wir mit aufrichtiger Freude gehen, da das Stück, einzelner Schwächen ohngeachtet, in der That und wahrhaft diesen Ehrennamen verdient und wohlgeeignet erscheint, von dem Dichter seiner neuen Vaterstadt als Feiergeuß geboten zu werden. Schon das Erste, das an jedem Dichterwerke gleichsam vorbestimmend uns entgegentritt und die Schale für den eigentlichen, stofflichen Kern bildet: die Sprache, die Redeweise ist durchaus einfach-edel und ungesucht-gewählt, wie die Versification correct und fließend. Die ganze, von dem Stoffe bedingte, häufig Abstractes, behandelnde Diction durchzieht ein das Gefühl ansprechender, poetischer Duft, der nicht in hohlen Floskeln und trivialen Phrasen, wie wir es bis zum Ekel in Laube's „Karlsruhalern“ finden, seinen Stoff wie die Aufmerksamkeit des Zuschauers nutzlos abschwächt,

sondern doppelt wohlthätig auch dazu dient, dem vorhandenen Schatz geistvoller Gedanken, mehr oder weniger dem Boden rationeller Speculation und der oben angedeuteten Grundidee entsprossen, in leicht gefälliger, auch das größere Publikum ansprechender Form Eingang und Interesse zu verschaffen. Demohngeachtet läßt sich nicht verkennen, daß hin und wieder manche poetisch-rhetorische Schmaroherzweige sich breit machen, bei denen ein rücksichtsloseres Walten des kritischen Messers für das raschere Vorschreiten der Handlung wünschenswerth gewesen wäre; ja wir möchten hier schon die Frage aufwerfen, ob nicht die technische Dekonomie des Ganzen in Rücksicht auf die ziemlich geringe Ausgiebigkeit und Complication der Handlung zur Verstärkung des dramatischen Elementes und Effectes ein Zusammenziehen in drei oder vier Acte geboten hätte. Die seinem sachlichen Gehalte nach etwas breite Gestaltung des ersten, einige rhetorische Längen des zweiten, dritten und vierten, und hauptsächlich die entschieden gedehnte, eine rasche Herbeiführung der Schluskkatastrophe hemmende Composition des fünften Actes, auf die wir unten im Detail zurückkommen müssen, dürften für die Bejahung dieser Frage sprechen. Die von Gukow früher als Novelle unter dem Titel: „Der Seducer von Amsterdam“ behandelte Fabel des Stückes bietet durch die wiederholten Conflictte, in welche die poetische Gestaltung des Dichters die Hauptpersonen versetzt, echt tragischen Stoff, echt poetisches Interesse. Es handelt sich dabei ausschließlich um rein jüdische Persönlichkeiten und Verhältnisse; ein Umstand, der bei Beurtheilung der ganzen Tragödie und ihrer Gliederung im Einzelnen allerdings scharf im Auge gehalten werden muß, da hierdurch Manches erst Erklärung und Wahrscheinlichkeit erhält, so namentlich die strenge und einflussreiche Wichtigkeit der Familienbande und aller dahin gehörigen Verhältnisse, so wie der starre Rigorismus in allen Kirchen- und Glaubenssachen. Hier in kurzen, nüchternen Worten der Inhalt des Stückes:

Uriel Acosta, aus Portugal stammend, 1640 ein junger jüdischer Rechtsgelehrter und Theolog zu Amsterdam, hat sich als Feuergeist und philosophischer Denker nicht begnügt mit blindem Glauben und Festhalten an den Sagungen der Synagoge, sondern dieselben in tiefen ernsten Forschungen nach Wahrheit weit hinter sich gelassen und die gewichtigen Resultate einer rationalen Prüfung des jüdisch-kirchlichen Lehrgebäudes in einem von ihm herausgegebenen Buche veröffentlicht. Dies, um so zu sagen, die tendenzielle Angel, um welche sich die Handlung dreht; die specielle Individualisirung der oben angedeuteten, die rationalen Reformbestrebungen auf dem gesammten, kirchlichen Gebiete im Allgemeinen umfassende Hauptidee des Ganzen. Aber das Zetergeschrei der Rabbinen und Orthodoxen beginnt, und das Werk wird von Ersteren Behufs der Fällung

eines Spruchs dem schriftgelehrten Arzte de Silva zur Prüfung nach Talmud und Thora übergeben. Uriel, schon im Begriff, Amsterdam zu verlassen, weil er seine eifrige Schülerin, die dem eben von Reisen zurückgekehrten Ben Jochai seit der Kindheit von den Familienverlobte Tochter des Handelsherrn Manasse Vanderstraten, Judith, in's Geheim liebt und das versprochene Band zwischen den Verlobten nunmehr durch die Trauung geknüpft werden soll, beschließt zu bleiben, um nicht da feig zu fliehen, wo es um die Beurtheilung seiner heiligsten Ueberzeugungen in der Forschung nach Wahrheit sich handelt. (1. Act.) Der Oheim Judiths, de Silva, an sich zwar abgeneigt den rationalistischen Neuerungen seines ehemaligen Schülers, aber selbst Denker, menschenfreundlich und weniger fanatisch als namentlich der das geistliche Prozeßverfahren mit Erbitterung leitende Rabbine de Santos, bietet demnächst absichtlich in seinem Spruche über das Buch: „Der Verfasser ist kein Jude“, Uriel in so fern die Möglichkeit, den schweren Folgen des Verdammungsurtheiles zu entgehen, als derselbe mit seiner ganzen Familie früher in Portugal bei den Judenverfolgungen durch die Inquisition die Zwangstaufe erhalten hat, in einem Jesuitenloster erzogen ist und bis zur späteren Auswanderung mindestens äußerlich dem Christenthume angehören mußte. Aber Uriel, obschon der Christenlehre durch seine Forschungen zugeneigt, ist zu stolz, durch jenes gezwungene Scheinverhältniß sich zu retten, zu hochherzig, um aus Rücksicht für seinen persönlichen Nutzen, aus der mehr oder weniger in Unterdrückung lebenden Gemeinde seiner Väter auszuscheiden; er beharrt auf seiner Eigenschaft als Jude und wird vor versammelter Gemeinde im Waterhause der Geliebten, die sich nunmehr öffentlich zu dem Lehrer und Geliebten bekennt, dem kirchlichen Ritus gemäß feierlich verflucht und in den Bann gethan. (2. Act.) Die schweren Folgen desselben stürmen in ihrer schrecklichen Wirklichkeit auf ihn ein; er ist ausgestoßen aus der Gemeinde, er wird gemieden wie ein Verpesteter. De Silva drängt ihn zum Widerruf, er weist diesen Vorschlag mit Verachtung zurück, da es sich um ihn selbst handelt; als er aber sieht, daß auch seine ganze Familie durch den über ihn verhängten Bann in's Unglück gestürzt ist, als seine greise Mutter vor ihn tritt, Judith flieht, da endlich entschließt er sich dazu. (3. Act.) Er unterwirft sich der umfänglichen, todelang dauernden Ceremonie unter den schwersten Seelenkämpfen, die in eine an Wahnsinn grenzende Verzweiflung übergehen, als er nach fast beendigtem Widerruf erfährt, daß das furchtbare Opfer nutzlos geworden. Denn während des strengen Clausurzwanges, unter dem er sich in der letzten Zeit befunden, ist seine Mutter gestorben und die Geliebte, um ihren Vater vor der Schmach des Bankrotts zu retten, den der reiche Ben Jochai aus Eifersucht u. Rache über dem Haupte Vanderstratens herausgeschworen, hat ihre Hand, als verlangten Preis der Rettung, dem früher von der Fa-

mitte ihr bestimmten Verlobten selbst zugesagt. Acosta nimmt nun auch den begonnenen Widerruf zurück, nachdem er Galilei's bekannte Worte: „Aber die Erde bewegt sich doch“, schon vorher hat vernehmen lassen. (4. Act.) Doch Judith vermag das Gewicht ihres Opfers nicht zu tragen, sie giebt sich nach der Trauung den Tod durch Gift, während auch Uriel in der Zerrissenheit seines ganzen Seins von der Leiche der Geliebten fort in den Tod geht. (5. Act.)

Wir sehen, der Dichter hat offenbar einen nicht wenig schwierigen Stoff sich gewählt, eine Aufgabe sich gestellt, deren Lösung in Beziehung auf tragisch-dramatische Gestaltung und Charakteristik besonders der Hauptperson bei oberflächlichem Hinblick auf das sachliche Geschehen der Handlung fast unmöglich scheint. Auch unserer Ansicht nach sind es erst die zarten, poetischen Nervengewebe, durch welche der Dichter als eigne That dem dramatischen Körper seines Werkes psychologische Wahrheit, tragisch-dramatisches Leben, poetisches Interesse verliehen hat; es sind namentlich die Zwischen- und Verbindungsglieder in ihrem rein-menschlichen und deshalb um so poetischerem Gehalte, die den einzelnen Theilen der Handlung ein ernstes Interesse schaffen. Alles Das zeigt sich am deutlichsten in der Haupt- und Titelrolle, mit deren Charakterzeichnung der Dichter allen Anspruch auf Anerkennung sich erworben hat. Der innere Gehalt, die geistige Energie des Denkers, Uriel Acosta (Hr. Emil Devrient) zeigt sich gleich zu Anfang des Stückes. Er will sich losreißen von der Geliebten, die der eiserne Wille der Familie schon einem Anderen bestimmt, und die er ohne Verletzung menschlicher Rechte und kirchlicher Institutionen nicht verlegen darf. Da handelt es sich um die persönliche Vertretung seiner höchsten Ideen, um das Resultat seiner wichtigen Forschungen, um das wichtigste Eigenthum des Mannes gegenüber der persönlichen Gefahr, gegenüber dem Kirchenbanne, und er bleibt, um nichts bekümmert, als mit seiner Person seine Mannes-Überzeugung zu decken. Noch einmal wird ihm Gelegenheit, jenen Nachtheilen und Gefahren zu entgehen: er hat nur zu bestätigen, daß er kein Jude. Obschon er nun factisch durch seine Forschungen und deren Resultate eine reinere Lehre, als das Judentum sie bietet, bekennt und somit der That nach aus der jüdischen Kirchengemeinschaft ausgetreten ist, so verschmäht er es doch, um persönlichen Vortheils willen, formell von den Seinen, von dem kirchlichen Heerde seines mehr oder minder gedrückten Volkes, aus dem Schooße der bei den Juden mächtig waltenden und geltenden Familie zu scheiden; er zieht es vor, Fluch und Bann über sich aussprechen zu lassen. Alle diese Züge der Handlung und des Charakters sind, als psychologisch richtig und poetisch-wahr, durchaus geeignet, das Interesse für den Hauptcharakter zu halten, ja zu steigern, und die dramatische Gestaltung war leicht und wie von selbst ge-

geben; in der zweiten Hälfte aber bot die Fabel des Stückes schwierige Klippen und Untiefen, deren Bewältigung uns jedoch wohl gelungen erscheint durch die eben so poetischen als siegreichen Hülfsstruppen, die der Dichter aus dem Tief-Innersten der Menschenbrust zur Unterstützung seines Helden entboten hat. Es ist nicht nur die Geliebte, die von seinem Widerrufe das Glück ihres ganzen jungen Daseins abhängig gemacht hat, es ist die alte, blinde Mutter, die von ihrem Sohne in Schmach, Elend, Verbannung gestürzt ist, wenn er nicht widerruft. Die mit nichts auf der Erde zu vergleichende Liebe des Kindes zur Mutter, jenes erhabenste Heiligthum der Gefühlswelt, es mahnt zu einer übrigen mehr formellen Untreue des Geistes. Wir vermögen den Sieg des Herzens über den Verstand bei diesen Conflicten und überhaupt eine solche Motivierung des Widerrufs nur poetisch, das dramatische Interesse steigernd zu finden; letzteres um so mehr, als diese Motivierung zugleich die tragische Wendung des Stückes in innerer Naturnothwendigkeit und poetischer Schönheit herbeiführt. Das Opfer Acosta's ist nutzlos und so die Verleugnung innerer Ueberzeugung gerächt. Wenn dabei auch der plötzliche Tod der Mutter etwas gezwungen erscheint, so müssen wir dafür den Verlust der Geliebten gerade um so poetisch-gerechter und harmonischer motivirt finden, als Judith den Geliebten aus ähnlichem Grunde aufgibt, aus welchem dieser seine Ueberzeugung verleugnete. Als reinnatürliche Folge des Vorhergehenden erscheint die Zurücknahme des Widerrufs, ehe er noch vollendet ist. Allerdings liegt in diesem neuen Schwanken, auch wenn dadurch eine Rückkehr zur ursprünglichen, nie völlig verleugneten Ueberzeugung stattfindet, eine Schmälerung des Interesses für den Charakter, sie wird jedoch dadurch paralysirt, daß Acosta zu seiner ursprünglichen Ueberzeugung sich bekennt und freiwillig in den Tod geht, eine Katastrophe, die allerdings von der Nothwendigkeit bedingt ist, da durch jenes Schwanken das moralische Gleichgewicht des Charakters verloren und nur in solchem Ende versöhnend und dramatisch wiederzugewinnen war. Um so nöthiger wäre es daher auch jedenfalls gewesen, diese Katastrophe unmittelbar auf die Zurücknahme des Widerrufs am Schluß des vierten Actes folgen, und das Interesse an dem Charakter, wie an dem Ganzen, nicht durch die Länge eines ganzen weiteren Actes und indifferenten Nebendinge, wie die der Hochzeit Jochai's, vorher noch herabdrücken zu lassen. Herrn Emil Devrient ist die Veranschaulichung des Charakters nach den eben gegebenen Andeutungen wohl gelungen, wenn wir auch bei dem Grundtone des Charakters, in dem sich ein Denker und Philosoph abspiegelt, weniger Aufwand äußerer Mittel, namentlich der Stimme gewünscht hätten, selbst bei den leidenschaftlichen Scenen des vierten Actes, in denen die Stimmittel für die Bestrebungen des Darstellers ohnehin nicht ausreichten. — Judith (Frl. Bayer) ist ein echt weiblicher Charak-

ter, der seinen Culminationspunkt in dem Handeln für die höchsten Pflichten des Herzens sucht und findet; einmal in dem öffentlichen Bekennen der Liebe für Acosta, als der Gluck über diesem schwebt, dann in der Entfagung ihrer Liebe, in dem Momente, als diese glücklich werden soll, um eine heilige Kindespflicht zu üben. Alle diese Momente fanden sich treu in der Darstellung wieder, wäre auch hin und wieder in den leidenschaftlichen Scenen etwas mehr nationale Gluth an ihrem Plage gewesen. Wahr und ergreifend-schön war besonders die Sterbescene. — Eine schöne Gestalt, nächst der Hauptperson, und hinsichtlich der Haupttendenz jedenfalls die interessanteste, ist de Silva (Hr. Oduard Devrient) voll dramatischer Entwicklung und dramatischem Leben; lebenswahr gedacht und ausgeführt, wie sich schon aus der obigen Skizze der Handlung ersehen läßt, durch einige Aehnlichkeit an Lessing's Nathan erinnernd. Er bildet für Handlung und Tendenz des Stückes das ausgleichende vermittelnde Medium und qualificirt sich dazu ganz besonders auch durch die vom Dichter mit wesentlichem Fleiße gearbeitete Redeweise. Hr. Ed. Devrient hatte diese Wichtigkeit der Rolle vollkommen erkannt und lieferte letztere in so künstlerischer Vollendung, daß wir seine Leistung als die mit der Aufgabe am meisten zusammenstimmende des Abends bezeichnen möchten. — Die übrigen Charaktere, von geringerer dramatischer Wichtigkeit, sind nur kurz zu erwähnen. Uriel's Mutter, Esther (Frl. Berg), ist rein episodisch gehalten, aber gerade dadurch von um so entschiedenerer dramatischer Wirkung, die in der sehr tüchtigen Darstellung, besonders auch was die technische Behandlung der Blindheit betrifft, in voller Deutlichkeit hervortrat. Die Gesichtsmaske hätte wohl etwas weniger behäbige Fülle und mehr Gram und Schmerz ausdrücken mögen. — Judith's Vater, Manasse Wanderstraten, schien vom Darsteller, Hrn. Quanter, nicht ausreichend verstanden, er hätte uns sonst nicht einen dickbäckigen, plumpen Comödienpapa gegeben, sondern einen ernsten, gemessen-kalten Rechnungsmann, der für nichts Sinn hat, als für seine Geschäfte und für die Spielereien und Tändeleien, die er sich von den Künsten mit großen Summen, aber ohne Verständniß einhandelt. Das ganze Benehmen gegen die Tochter und Uriel Acosta läuft daher auch auf nichts als nüchternen Indifferentismus hinaus. — Der Verlobte Judith's, Ben Joschai, ist schon oben in der Erzählung des Stückes ausreichend bezeichnet, wurde aber von Hrn. Mende

ohne Halt und Sicherheit nur herunter gesprochen. — Eine gleichfalls ganz episodische und eigentlich wenig nöthige, aber dennoch interessante Figur ist der Ober-rabbine Ben Akiba, an dessen Darstellung durch Hrn. Porth wir nur rügen möchten, daß derselbe das wiederkehrende: „Alles dagewesen“ zu schroff als Sprüchwort behandelte; freilich hat der Dichter durch gar zu häufige Wiederholung dieser und ähnlicher Worte selbst in Etwas dazu verleitet. — Gegen den fanatischen Rabbi de Santos hätten wir in der Darstellung Hrn. Wingers nichts einzuwenden, hätte dieser nur vermocht, bei dem Fluche im zweiten Acte seiner Person und Haltung mehr Würde, seinem Organe mehr Mark und Wohlklang zu verleihen. Die mächtige Wirkung der ganzen Scene ist dadurch unbedingt etwas geschwächt worden. — Von der künftigen Größe und Berühmtheit Spinoza's bekommt man in der That keine große Idee, wenn man ihn als Knaben mit solcher Gespreiztheit und Ziererei sich geriren sieht, wie dies von Frl. Devrient geschah.

Schlüßlich bemerken wir noch, daß wir uns mit der melodramatischen Behandlung der Hauptmomente der Widerrufsscene (4. Act) als den reinen Charakter des Kunstwerks, wie die Illusion störend, nicht einzuverstehen vermögen, und die scenische Ausstattung der Villa Wanderstraten's und der Synagogenscenen bei weitem freigebiger gewünscht hätten. Wir glauben, die Rechte, die in dieser Beziehung Mad. Birch-Pfeiffer hat, sind auch Guklow nicht zu versagen.

Die Aufführung des Stückes ist, ohngeachtet der Wünsche des Publikums, bis jetzt noch nicht wiederholt worden, wir hoffen, daß dies kein böses Vorzeichen!

R. S.

### Repertoire.

Decbr. 17. Ein Weib aus dem Volke. — 18. Tartüffe. — 19. Eist und Phlegma. — 20. Ein deutscher Krieger. — 21. Curyanthe. Oper. — 22. Der Reisewagen. — 23. Der Freischütz. Oper. — 24. und 25. kein Schauspiel.

## Denilleton.

Carl von Holtei ging eines Tages gegen Abend in Breslau spazieren, in der Absicht, später das Theater zu besuchen, auf welchem Guskow's Urbild des Tartüffe in Scene gehen sollte. Da stößt er zufällig auf einen katholischen Geistlichen, einen alten Freund, einen offenen und geraden Biedermann. Dieser ladet ihn ein, er möge ihn doch nach Hause begleiten und bei einer Tasse Thee einige Stunden in trautlichem Gespräche mit ihm verplaudern. Holtei erwidert darauf harmlos: „Eigentlich wollte ich freilich heute einmal die Mucker recht ordentlich herumgaulen sehen und diese Scheinheiligen recht tüchtig auslachen, jedoch, wenn ich mit Ihnen gehe, na, da ist es ja am Ende eben so gut!“ — Der Angeredete kannte Holtei zu genau, als daß er diese spitz erscheinende Zweideutigkeit für mehr, als einen bloßen, unbedachten Zufall hätte nehmen sollen.

Zu Anfange vorigen Jahres schrieb Guskow: „Das Rollenmonopol ist der wunde Fleck unserer Bühnenverfassung. Wer für Liebhaber engagirt ist, will Alles spielen, was nur mit Liebhaberrollen eine entfernte Ähnlichkeit hat. Daß ein Künstler schon durch physische Veränderungen allmählig aus seinen Rollen herauswachsen muß, ist ein allgemeiner Erfahrungssatz, der nirgends mehr geläugnet wird, als auf der Bühne. Jeder will dort die Rolle, die er in seiner Jugend gespielt hat, mit in das Grab nehmen. Führt nun das Publikum oder die Direction, daß gewisse Charaktere, die bei der ersten Aufführung in schlankem Körper, mit feurigen Augen und frischem modulationsfähigem Organ auftraten, dann keine Anziehungskraft mehr üben können, wenn uns diese Figuren dick, mit erloschenen Augen und heiserem Organ entgegentreten, so sterben die dadurch um ihre Blüthe und Frische gebrachten Stücke ab und verschwinden vom Repertoire.“ — „Ich erschrecke vor dem Gedanken, daß mit der Zeit auch mein jugendlicher und mit vollem Putschlag des Herzens gedachter und darzustellender Werner durch das Rollenmonopol auf der praktischen Bühne eine Mumie werden könnte. Schon sehe ich Heinrich von Jordan wie eine alte Wetterfahne von Liebe pfeifen und von Treue knarren. Schon sehe ich einige runde Bellmondsgesichter, die sich für diese Rolle den Schmerz und die Reue mit Schminke anpinseln müssen. Schon jetzt könnte ich einige Bühnen nennen, wo Julie von Jordan pensionsfähig ist, und einige andere, wo mir Marie Winter wie eine Aebtissin vom Kloster der grauen Bäuerinnen vorkam. — Also — Freiheit vom Rollenmonopol!“ Guskow ist jetzt in eine praktische

Stellung versetzt worden. Möge er doch, wie schwere Kämpfe ihm dies auch bringen mag, stets mit aller Energie an dem ausgesprochenen Grundsatz festhalten. Freilich — wird er es können bei der Unabhängigkeit mancher Schauspielersfürsten, welche förmlich über dem Gesetze zu stehen scheinen? 91.

Schminkebörsen, ein Lebensretter.

Schauspiel in 1 Act.

Der Schauplatz ist das Schlafkabinet einer Dame. —  
Zeit der Handlung: die Zeit des Toilettemachens, also  
Mittag.

(Die Markise schellt ihrer Zofe.)

Das Mädchen (kommend).

Guer Gnaden!

Markise (im Bett).

Marion! ich will aufstehn!

Mädchen.

Hier bin ich, Guer Gnaden.

Markise.

Was giebt's für Neuigkeiten, Marion!

Mädchen.

Ach, Guer Gnaden! Es ist die Rede von einem Aufruhr, der ausgebrochen ist.

Markise.

Was fällt Dir ein!

Mädchen.

Man erzählt schon von Plünderung, Zerstörung, Frauenraub, und was noch mehr.

Markise.

Um Gotteswillen, halt ein! Weiberraub! — Du scherzest, Marion! doch, wenn —

Mädchen.

Die Leute sagen, daß die Aufrührer alle häßlichen Frauen tödten, die schönen aber —

Markise (aus dem Bette springend).

Ich zittere, Marion! Geschwind die Schminke! Roth, Roth, mein Roth, um Gotteswillen! — Ich sehe gewiß häßlich, bleich aus — sie tödten mich sonst. — Ach, schnell doch meine Schminke! — meine Schminke! Ein Königreich für ein Bißchen Roth!

Der Vorhang fällt.

Was ist ein Leutnant? Diese Frage beantwortet Amalie Winter auf eine Weise, für welche die Herren Offiziere ihr wenig Dank wissen werden: Ihre Charakteristik lautet also: „Ein Leutnant ist eigentlich ein winzig kleiner Punkt in der Armee und in der Welt; ein schwaches Glied in der großen Maschine, ein willenloses Werkzeug im Staat, ein Atom in der Politik, ein rangloses Wesen in der Gesellschaft, ein unbedeutendes auf dem Ghestandsbureau. Im Kriege liest man von den zu Dugenden gefallenen Leutnants, ohne Sieg und Verlust der Schlachten darnach zu ermessen, und im Frieden liest man gar nichts von ihnen. Demungeachtet ist ein Leutnant eine sehr wichtige Person für sich selbst und für seine Familie; er trägt eine ganze Welt in sich von Illusionen, Hoffnungen und Erwartungen, so lange das Patent neu ist, und ist es veraltet, so birgt seine Brust unzählige Welten von unerfüllten Wünschen, deren Erfüllung sich immer weiter hinauschiebt. Im Leutnant liegt der Keim zum General und Feldmarschall — und außerdem noch zu allem möglichen Glück und Unglück. Ein Leutnant kann der Inbegriff der höchsten Seligkeit, aber auch der Verzweiflung sein; Leichtsinns und Melancholie können bei ihm Hand in Hand gehen, unendliche Widersprüche sich in ihm vereinigen; er kann mit dem einen Fuß in der Hölle stehen, während der andere die ersten Stufen zum Himmel betritt. Im Regiment ist der Leutnant Maschine, auf dem Exercierplatz Tyrann, vor den Vorgesetzten Sclave, im Ballsaal Mensch und auf der Hauptwache Mann.“

Als bei einer Rekrutenstellung sich auch ein dummer Junge stellen mußte, der sehr klein von Statur war, sagte der Werbeoffizier zu einem der Beisitzer: „Der Kerl hat ja kaum ein Schuh!“ — Aengstlich rief der Junge: „O, nicht einmal den, sondern bloß ein Paar alte Stiefel.“

Der Schauspieler Kiely, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts in London lebte, war ein origineller Mensch. Einst hatte er sich auf seinen neuen Rock einen Delfleck gemacht, trug ihn jedoch, da er nicht gleich einen andern sich anschaffen konnte, und wurde nun in der Regel mit den Worten empfangen: „Sie haben sich einen Fleck gemacht!“ — Endlich ärgerten ihn diese ewigen Wiederholungen, er sagte also gleich, wenn er in eine Gesellschaft kam: „Ich habe mir einen Delfleck auf den Rock gemacht, doch nun von etwas Anderem.“

Die Sommerhosen als Vorhemdchen. Weltberühmt sind die Leipziger Gewandhausconcerte, wo die Creme der Gesellschaft, wo die haute-volée der Stadt versammelt ist. Ein junger Künstler, Mitglied des Orchesters, wird den Tag vor Beginn eines Concerts aufgefor-

dert, öffentlich zu spielen; er nimmt dies mit Freuden an, denn in zehn Minuten ist die Sache abgemacht und zwölf Thaler verdient. Da fehlt ihm eine Stunde zuvor ein weißes Vorhemdchen, er ist außer sich und schreit: „Ein Königreich für ein Stüt!“ — „Was tobst Du denn?“ befragt ihn sein Nachbar, ebenfalls Mitglied des Orchesters. — „So und so steht's, ich bin außer mir. Hast Du weiße Wäsche?“ — „Nichts als einen Batemörder und den brauche ich selbst. Halt! ich schaffe Rath. Victoria! Land! Land! Mit diesen Worten stürzt er nach seinem Kleiderschrank, wo eine weiße Sommerhose Winterquartier genommen. — „Was? ein paar Beinkleider als Vorhemdchen?“ — „Setz Dich her und laß mich machen“ — Der Virtuose gehorchte. Sein Freund warf ihm die Hosen um die Schultern, drapirte ihm die beiden Peine künstlich auf der Brust und steckte sie mit Nadeln zusammen. — „Jetzt zieh' den Frack an und knöpfe ihn unter keiner Bedingung auf.“ — Der Künstler rückt so in's Concert und spielte wie ein Gott. Diese Sommerhosenbegebenheit trug sich im Winter 1844 zu.

Dreizehn bei Tische wird bekanntlich von Manchen, nach einem ziemlich verbreiteten Aberglauben, als eine Unglückszahl angesehen. Bei einer Gelegenheit, wo dieser Fall eingetreten war und zu üblichen Bemerkungen Anlaß gab, bemerkte Jemand: „Es existirt allerdings ein Fall, wo es Unglück giebt, wenn dreizehn bei Tische sitzen.“ — „Was ist das für ein Fall?“ fragten die erstaunten Tischgenossen. — „Wenn bloß für zwölf gekocht ist.“ —

Doctor Gall besuchte das Irrenhaus von Bicetre und fragte einen Verrückten: „Worum bist Du denn eigentlich eingesperrt? Du scheinst mir ganz vernünftig zu sein und ich kann an Deinem Schädel das Organ der Narrheit durchaus nicht entdecken.“ — „Sie dürfen sich darüber nicht verwundern, Herr Doctor,“ antwortete dieser, „man hat mich quillotiniert und mir hernach statt meines Kopfes einen anderen aufgesetzt.“

Ein angehender Katechet hatte über christliche Demuth zu sprechen. Unglücklicherweise fiel er aus dem Concepte und in der Angst fand er keinen anderen Stoff, als die Leidensgeschichte des Herrn, wozu er sich den Weg bahnt durch die Frage: „Lieber Sohn! Wer krähete, als Petrus Christum verleugnete?“

Ein Bauer, der immer Streit hatte, ging zu einem Sachwalter, der wegen seiner Rechtlichkeit nicht in dem besten Rufe stand, und wollte von ihm ein Mittel wissen, wie man alle Zeit Recht behalte. „Das will ich Euch lehren,“ antwortete der Advocat, „wenn Ihr mir zwei Ducaten gebt.“ Der Bauer sagte sie zu und vernahm: „Die Hauptregel ist, daß Ihr durchaus Alles leugnet.“ — „Gut,“ antwortete der

Bauer, „das ist leicht und läßt sich schon merken.“ — Hierauf wollte der Bauer weggehen. — „Erst, Freund, müßt Ihr mich aber auch bezahlen,“ rief der Advocat. — „O Herr, Ihr spaßt wohl,“ antwortete der Bauer, „ich habe Ihm ja nichts versprochen.“

Ein rühmlichst bekannter Componist hörte vor einigen Jahren eine neue Oper zum erstenmale aufführen, und erstaunte, fast ganze Sätze aus einer wenig bekannten italienischen Oper seiner eigenen Composition vortragen zu hören. Er schickte dem Musikdirector, der sich als Componist der Oper mit Geräusch angekündigt hatte, nach der Vorstellung diese Karte: „Es sind mir große Stücke aus meiner Oper — diebischerweise abhanden gekommen. Sollten Ew. Hochwohlgeboren mir nichts davon nachweisen können?“ Der Ehrenmann, noch berauscht von Entzücken, sich selbst gehört zu haben, schrieb wörtlich zurück: „Mein Herr! Ich verstehe Ihre Stichelei. Hätten Sie wahres Feuer für die göttliche Kunst, so würden Sie sich freuen, wenn etwa diese oder jene Ihrer Ideen bekannter und gemeinnütziger gemacht würde. Ausfälle von „diebischerweise“ — verbitte ich mir, denn meine Direction hat eine Abschrift Ihrer Oper von Ihrem Notencopisten erkaufte.“

Eully hörte einmal eine seiner Opernarien mit untergelegtem Kirchentext in der Messe singen. — „Lieber Gott,“ sagte er, „vergieb, für dich hatt' ich sie nicht gemacht.“

Der bekannte Dichter Alfieri trug bekanntlich sehr langes Haar, das ihm bis auf die Schultern hing. Als er sich einstmals an einen mit kostbarem chinesischem Porzellan besetzten Tisch lehnte, hatte er das Unglück, durch eine schnelle Bewegung seines Kopfes mit seinen Locken eine der Tassen herabzustößen und zu zerbrechen. Die Dame des Hauses war über diesen Unfall sehr erzürnt und konnte sich nicht enthalten, ihren Unwillen laut zu äußern, indem sie erklärte, daß, da doch nun das Ganze verdorben sei, er eben so gut Alles hätte zerbrechen mögen. Ohne darauf zu antworten und ohne eine Miene zu verziehen, warf Alfieri augenblicklich auch das noch übrige Porzellangeschirr zu Boden, daß es in tausend Stücke zerbrach. — Ein anderes Mal befand sich Alfieri in einer der Logen des Theaters zu Turin; eine Dame in einer der Nachbarlogen bewunderte laut seine schönen dunkelbraunen Locken und konnte in ihren Lobeserhebungen nicht müde werden. Alfieri blieb stumm und beachtete, wie es schien, die Ausbrüche der Bewunde-

rung dieser Dame nicht im Geringsten. Allein am folgenden Morgen überschickte er der Dame ein Packet mit Locken seines Dichterhauptes und fügte ein Briefchen bei, welches folgende Zeilen enthielt: „Hier sind meine Haare, die Ihnen so gefielen; allein ich bitte, lassen Sie mich in Ruhe.“

Der neue Planet. Die neuen lübeckischen Blätter haben folgende Notiz aufgefunden: „Daphion, der nächste Planet jenseits des Uranus, ist 780 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und gebraucht 250 Jahre zu seiner Umlaufzeit. Er ist noch nicht entdeckt.“ Diese kurze Nachricht findet sich in dem Taschenbuche für das Jahr 1802. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi.

Ein neues Lustspiel von N. N. recensirte ein Kritiker in München wie folgt: „Im ersten Akte gereichte mir dieses Lustspiel nicht zur Lust; aber im zweiten zur Last; im dritten schließ ich ein, und der vierte riß mich so hin, daß ich mich, ich wußte nicht wie, vor der Thüre befand. Ich dankte meinem Schöpfer und ging — wieder hinein? Nein, das können Sie nicht verlangen; ich ging, wie die Ahnfrau — nach Hause.“

In Siebenbürgen hat ein junger Advocat auf die romantischste Weise seine Geliebte entführt. Während der Schwager des Mädchens, bei dem es wohnte, auf dem Markte in Boldogsalva abwesend war, überfiel unser „Heißsporn“ das Haus mit zwölf bewaffneten Reitern, nahm sich die Liebe seines Herzens mit Gewalt und ließ sich unterwegs mit ihr trauen. Es ist doch noch nicht alle Romantik ausgestorben.

Ameisennoth in London. Im Westen der Stadt sind in mehreren Häusern Ameisen eingebrochen und füllen Alles an. Sie gleichen denen, die man im Lande sieht, sind aber viel kleiner und von röthlicher Farbe. Selbst die Personen werden von ihnen angegriffen.

Von dem Biographen Schiller's, dem Engländer Carlyle, soll nächstens auch eine Lebensbeschreibung Göthe's erscheinen.

Beethoven's Violine. Die Geige des genialen Romantikers, eine Amati vom Jahre 1667, wird von ihrem jetzigen Eigenthümer zu Hütteldorf, wo Beethoven manchen schönen Sommer verlebte, zum Kaufe ausboten.

25.

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.